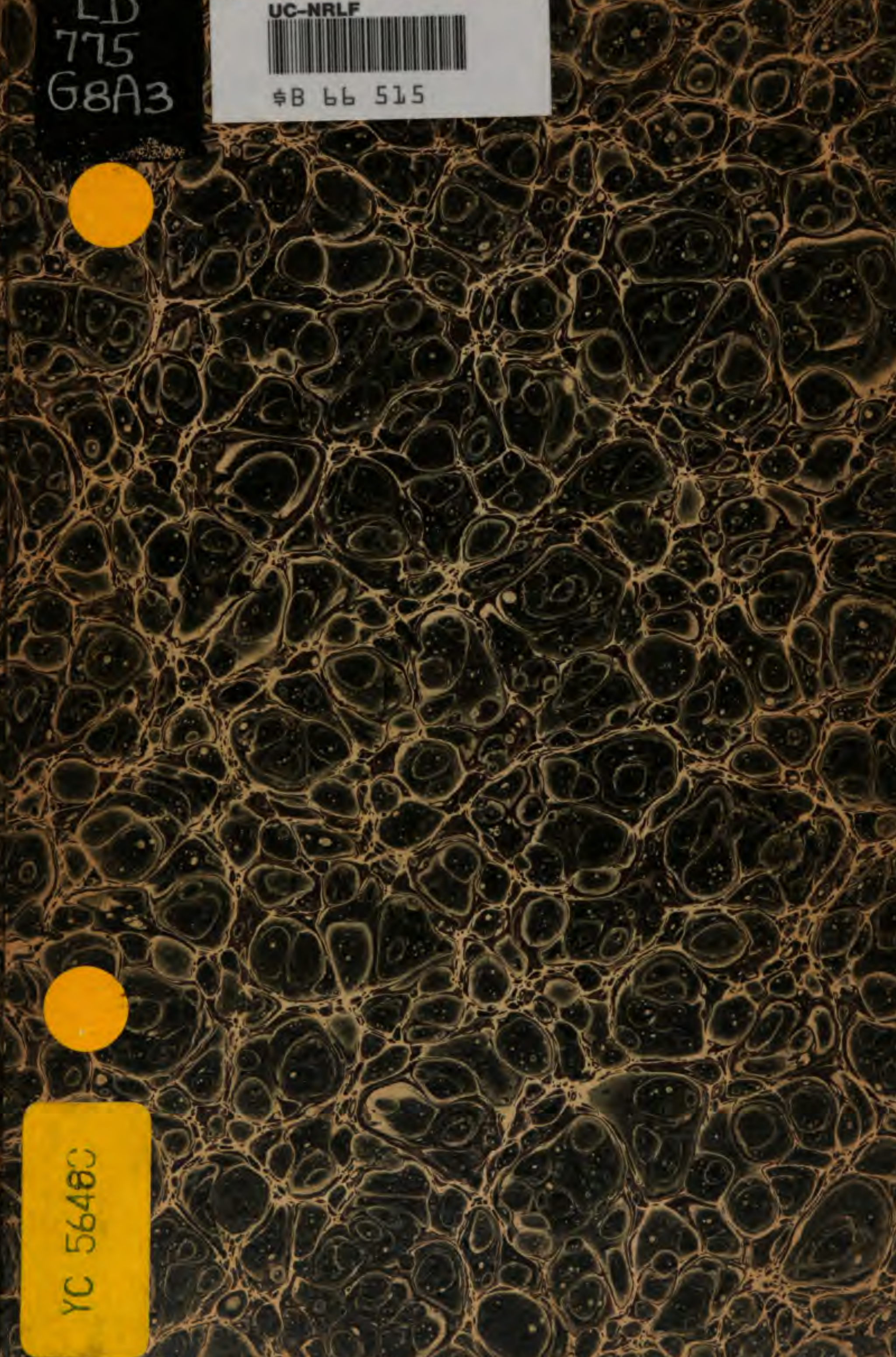

LD
775
G8A3
UC-NRLF
$B 66 515
YC 56480

Ludwig Gurlitt:

Mein Kampf um die Wahrheit

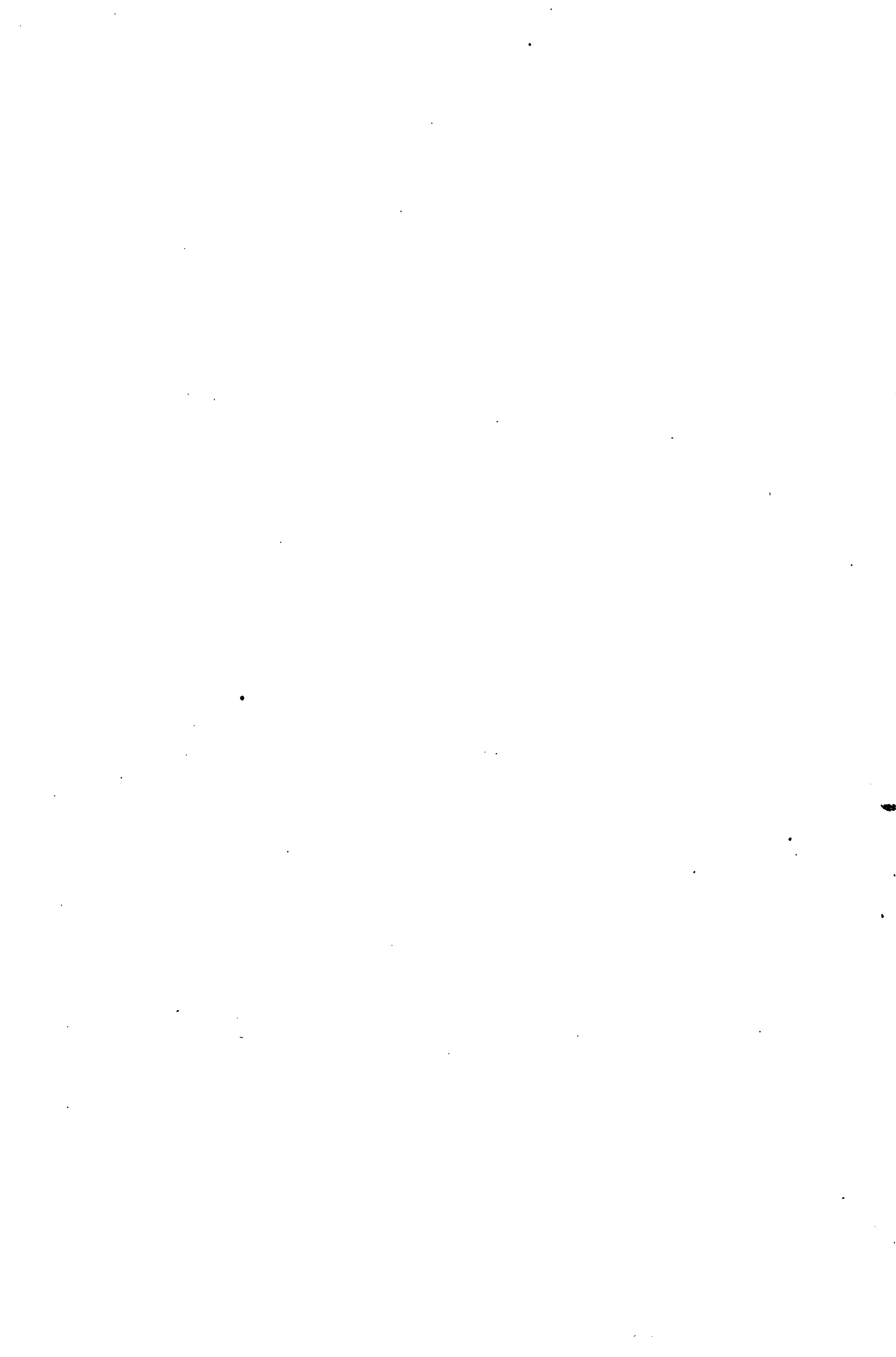
Preis:
Mk. 1.20

CONCORDIA
DEUTSCHE VERLAGS-ANSTALT
HERM. EHBOCK
BERLIN. W.50



Ludwig Gurlitt:

Mein Kampf um die Wahrheit



Mein Kampf um
: die Wahrheit :

von

Ludwig Gurlitt



Berlin W. 50.
Concordia Deutsche Verlags-Anstalt, Hermann Ehbock
1907

Vorwort.

Die Selbstverteidigung eines Beamten hat stets etwas sehr Mißliches. Die Mehrzahl der Leser ist von vornherein geneigt, das Recht auf seiten der staatlichen Institutionen und ihrer Vertreter zu suchen und schnell mit der Forderung bei der Hand, daß man eben als Beamter entweder sich zu fügen oder zu gehen habe. Einverstanden! Aber die Frage nach dem Rechte bleibt doch in jedem Falle offen, zumal die nach dem Rechte der Persönlichkeit innerhalb eines staatlichen Organismus. Dadurch gewinnt die Frage eine mehr als private Bedeutung.

Es ist sehr gleichgültig, ob ich Lehrer bin oder nicht, gleichgültig für die Gesellschaft und auch für mich nicht Lebensfrage. Nicht aber ist es gleichgültig, was mich hinderte, länger öffentlicher Lehrer zu bleiben. Das hat eine allgemeinere Bedeutung, zumal für unseren Lehrerstand.

Persönliche Rücksichten und andere Verpflichtungen binden mich nicht mehr, nachdem ich aus dem Amte ausgeschieden bin und nachdem meine Herren Amtsgenossen mein dienstliches Leben und meine Persönlichkeit der öffentlichen Kritik unterstellt und verdächtigt und hierbei keine amtliche Korrektur erfahren haben. Für seine Ehre einzutreten und seinen Namen zu verteidigen, kann niemandem verwehrt sein.

Was ich an Sachlichem hier vortrage, sage ich an Eides statt. Für das meiste kann ich Urkunden beibringen, deren Originale bei Herrn Justizrat Dr. W. Loewenfeld in Berlin NW., Rathenower Str. 78, liegen.

Steglitz, Arndtstr. 35[I], 2. April 1907.

Prof. L. Gurlitt.

I.

Allgemeine Lage.

Zur Veröffentlichung der hier vorliegenden Schrift werde ich durch eine „Erklärung“ genötigt, in der einstimmig die Herren Oberlehrer des Gymnasiums zu Steglitz mich, während ich noch beurlaubt ihrem Kollegium angehörte, öffentlich bloßstellen. Diese Herren waren der Meinung, von mir selbst zu einer solchen Erklärung provoziert worden zu sein; mit welchem Rechte, soll man bald erkennen.

Die Ursachen des ganzen Streites liegen nicht auf dem Gebiete des Persönlichen. Er ist nur ein Symptom des erregten Geisteskampfes, der gegenwärtig unser gesamtes Kulturleben durchzieht. Es ist weder mein Verdienst, noch meine Schuld, daß der Glaube an die bisher giltigen Erziehungslehren und Erziehungsmaßnahmen ins Wanken geraten ist und daß man an ein klassisches Bildungsideal von vorbildlicher Bedeutung nicht mehr glauben will. Ich habe die evolutionistische, antidogmatische Bewegung weder geschaffen, noch wesentlich gefördert, die alle wissenschaftlichen Disziplinen, also auch die Religionen, die Ethik, Kunst, Literatur, Politik und Schule den Geboten der Entwicklungslehre unterworfen und in den Fluß der Zeiten gestellt hat. Meine Schuld ist es nicht, daß durch die rechte Erkenntnis von den leiblichen und seelischen Bedürfnissen der menschlichen, zumal der Kindes-Natur der Glaube an die mittelalterlich-klösterlichen Sitz- und Lernschulen mit ihrem einseitigen und vorzeitigen Verstandeskultus erschüttert ist, daß seit Jahrzehnten der Ruf nach einer gesunden, Körper und Geist gleichmäßig entwickelnden Erziehung zu freien, selbständigen Persönlichkeiten in Deutschland immer dringlicher wurde. Eine große Gemeinde von modern fühlenden Deutschen empfindet es als schwere, unheilvolle Unterlassungssünde unserer Zeit, daß wir versäumt haben, aus der naturwissenschaftlichen Erkenntnis die rechte Nutz-

anwendung auf Staat, Religion, Gesellschaft und Schule zu machen. Das erkennen wir als Ursache für die betrübende Erscheinung, daß der ideale Aufschwung nach 1870/71 ausblieb, daß überall Halbheit, Hilflosigkeit und fruchtloses Parteigetriebe sich breit machen, daß ein moderner Geist bei uns nicht zum Durchbruch und zum Sieg gelangen kann. Indem ich mich aus innerem Zwange mit in die Schar der schon sehr zahlreichen Kulturkämpfer stellte, die geistiges Neuland suchen, geriet ich natürlich zu einer Kritik und zuweilen auch in Widerspruch zu den Meinungen und Einrichtungen, die heute in unserm staatlichen Leben anerkannt und herrschend sind. Mein Eintreten für das Neue, zumal das Neue auf dem Gebiete der Erziehung und des Schulwesens, schloß in sich Angriffe gegen die meiner Meinung nach veralteten Schulorganisationen, Lehrpläne und Lehrmethoden. Nur ein von engem Parteigeist und von persönlicher Mißgunst verleitetes Urteil konnte meine zwar stets freimütigen, wenn man will, auch rücksichtslosen, so doch gewiß großzügigen und selbstlosen Reformbestrebungen als den Ausfluß kleinlicher Skandalsucht und rein persönlicher Mißstimmung verurteilen. Ich gebe allerdings zu, daß der Reformer in mir vielleicht nicht laut geworden wäre oder daß ich von vornherein sanftere Töne angeschlagen hätte, wenn ich bei meinem Dienst an einem preußischen Gymnasium d e n Geist lebendig gefunden hätte, der selbst diese ihrem innersten Wesen nach veraltete Schule hätte zu einer Stätte frohen geistigen Wachstums machen können. Meine engeren Berufsgenossen zu kritisieren, dazu fehlten mir Neigung und Beruf. Die Mehrzahl dieser Herren, wenn ich es nun doch aussprechen soll, leistet, soweit ich es beurteilen kann, so viel, ja mehr als in ihren Kräften steht. Sie arbeiten sich fast zuschanden. Es ist mir nie in den Sinn gekommen, meine eigene dienstliche Arbeit mit der ihren zu vergleichen und höher als die ihre einzuschätzen oder mit irgendeiner Bemerkung, auch noch so versteckt, Kritik an ihrer Berufsarbeit zu üben. Mein Kampf galt — was ich ihnen selbst immer und immer wieder sagen mußte — der veralteten Schulorganisation und dem traditionellen, nach meinem Gefühl zu düsteren und nüchternen Schulgeiste. Ich aber sah mich dafür

wegen meiner allgemeinen, sachlichen und öffentlichen Aussprache persönlich angefeindet.

Wie ungerechtfertigt aber die persönlichen Anfeindungen waren, die ich gleich nach Veröffentlichung meiner ersten pädagogischen Schrift und dann weiterhin zu erdulden hatte, darüber belehren uns von Tag zu Tag neue Kundgebungen der Schulverwaltung selbst und besonders der Presse, die meine ernsten Mahn- und Weckrufe jetzt als berechtigt, ja als notwendig anerkennen. So erschien in diesen Tagen, um nur wenige Zeugnisse zu nennen, „von einem Direktor“ geschrieben — der Mann, echt bureaukratisch mutlos, nennt leider seinen Namen nicht — in der „Konservativen Monatsschrift für Politik, Literatur und Kunst“ (Verlag von Reimar Hobbing, Berlin) in Heft 3 und 4 (Dezember und Januar 1906/7) ein Aufsatz unter dem Titel: „Die Notlage unserer Gymnasialjugend und einige Mittel zu ihrer Beseitigung“.

An der Spitze steht der Satz, daß die deutschen Unterrichtseinrichtungen und -grundsätze, die vor einem Menschenalter noch der Stolz unseres Volkes und das vielfach nachgeahmte Muster fremder Nationen waren, auch bei einsichtigen und mild urteilenden Leuten für verfehlt gelten (hört, hört! Also selbst trotz vielfach neuer, guter innerer Reformen noch?), ja daß die Zahl der Mütter zunehme, die sich und andere dazu beglückwünschten, daß sie keine Söhne (!) hätten und so vor den bösen Erfahrungen mit der höheren Schule und vor der Störung des häuslichen Friedens bewahrt blieben. Es sei also geboten, diese schwierigen und für die nationale Zukunft so wichtigen Fragen immer wieder aufzurollen und dahin zu wirken, daß die Jugend freier ausschreite und daß dem jugendlichen Arbeiter auch bei nur durchschnittlicher Befähigung der Lohn und Erfolg seiner Mühe nicht gekürzt oder vorenthalten bleibe.

Herr Dr. Christian Muff, Direktor des berühmten Gymnasiums in Pforta und eine der Säulen der alten Schule, zeigt diesen Aufsatz in der „Kreuzzeitung“ an (3. Beilage zu Nr. 93 vom 24. Februar 1907), und zwar als einen „Weck- und Mahnruf, den er von vielen gelesen, beherzigt und befolgt

wünscht, auf daß er der Schule und dem Hause zum Segen gereiche".

„Was ist es," fragt Geh. Rat Prof. Dr. Wilhelm Münch („Die Woche" 1907. Heft 12), „worin die gegenwärtige Generation empfindet, daß das herrschende System der öffentlichen Erziehung abgewirtschaftet habe, bekämpft, gestürzt und durch ein sehr abweichendes ersetzt werden müsse?

Es ist ihr in der ganzen Organisation der Schulen und der Lehrpläne mit ihren Fächern und Aufgaben und den aneinandergereihten Lektionen und den Probearbeiten und Prüfungen zu viel des Druckes und Zwanges, zu viel Unfreiheit nebst Ängsten und Freudlosigkeit, auch zu wenig Rücksicht auf die besondern Kräfte und Neigungen oder auch Schwächen der jungen Individuen, zu wenig Bewegungsfreiheit für die Jugend selbst und auch zu wenig Verfügungsfreiheit für die Eltern der Schulzöglinge. Man findet auch zu viel Bedeutung zuerkannt dem positiven Wissen im Vergleich zu dem freien Können, dem Buchmäßigen im Vergleich zu dem Unmittelbaren und Lebendigen; überhaupt zu einseitige Schätzung der intellektuellen Ausbildung gegenüber der des Gefühls und des Willens.

Das sind, in kürzester Zusammenfassung, die sich geltendmachenden Anschauungen und Wünsche, die in ihrer Stärke zu verkennen sehr verkehrt wäre, die aber in dieser Stärke und weiten Verbreitung schon einen Anspruch auf sehr ernstliche Beachtung hätten."

Nun also! Das seit Jahren erkannt und lebhaft verfochten zu haben, nehme ich als mein Verdienst in Anspruch. Darin vor allem besteht mein Kampf um die Wahrheit.

Ich sehe jetzt also meine und meiner Gesinnungsgenossen Erziehungslehren siegen. Das macht mich froh und zuversichtlich. Ich wollte deshalb auch das persönliche Ungemach, das ich seit Jahren zu erleiden hatte, gern vergessen. Meine Gegner aber, allzu besorgt um ihre eigene, von mir nicht angegriffene Ehre und allzu beflissen, mir auf meinen Namen einen Klecks zu machen, zwingen mich jetzt, den schon überwundenen Groll wieder aufzuwecken.

Ich will mich deutlicher erklären. Verärgert über jahrelange Verfolgung hatte ich mit dem Verlage, in dem auch diese Schrift erscheint, am 18. Januar 1907 einen Kontrakt vereinbart, bei ihm unter dem Titel „Zur Strecke gebracht", einen Bericht über die Ursachen meines Dienstaustritts zu veröffentlichen. Inzwischen traten aber allerlei so schöne, zukunftsfrohe Gedanken und Anregungen an mich heran, daß ich mich entschloß, meiner Natur gemäß, die der Gegenwart und Zukunft lebt und Über-

standenes leicht verwindet, jenes verdrießliche Vorhaben doch lieber fallen zu lassen. Weshalb, dachte ich mir, die Leute mit privaten und lokalen Streitigkeiten belästigen? Wird die Zukunft nicht selbst entscheiden, ob deine Bestrebungen berechtigt waren oder nicht, ob sie segensreich gewirkt haben oder nicht? Mein Herr Verleger, wie jederzeit mir freundlich entgegenkommend, nahm Anfang Februar nach telephonischer Aussprache, der bald danach mein Besuch folgte, die Kündigung des schon unterzeichneten Kontraktes an, und ich begann nun als ein freier und frohgemuter Schriftsteller ein neues Feld zu bearbeiten. Eine Schrift, der ich den Titel gebe: „Der Weg ins öffentliche Leben", sollte das Nächste sein und wurde sogleich in Angriff genommen. Darin dürfte kein Wörtchen mehr der Mißstimmung zu finden sein. So war's bei mir beschlossene Sache. Da kam jene Erklärung meiner Gegner.

Am 23. Februar nahm ich nun die Unterhandlungen mit dem Verlage wieder auf, und am 28. Februar habe ich mit ihm den neuen Kontrakt für diese Schrift unterzeichnet, die den Zweck hat, meinen Namen vor ungerechten Vorwürfen zu schützen und Licht in Vorgänge zu bringen, die bisher geflissentlich im Dunkel gelassen worden sind. Es ist das keine erfreuliche Tätigkeit. Die Verantwortung dafür tragen aber die Männer, die mich zur Notwehr zwingen.

Meine Rechtfertigung wird sich besonders auf zwei Anklagepunkte beziehen. Sie soll den Vorwurf abweisen, als hätte ich geflissentlich Unfrieden in meine Schule hineingetragen, während sich meine Gegner innerhalb des Kollegiums auf eine vornehme Zurückhaltung beschränkt hätten. Sodann soll sie den Beweis erbringen, daß ich zu all den Vorwürfen und Angriffen, die ich bisher nur andeutungsweise vorgebracht hatte, im Kampfe für die Wahrheit berechtigt, ja verpflichtet war.

II.

Anklage.

Das Pädagogische Wochenblatt für den akademisch gebildeten Lehrerstand Deutschlands, 16. Jahrgang Nr. 19 vom 13. Februar 1907 brachte also folgende „Erklärung", die auch in anderen Pädagogischen Blättern und Tageszeitungen abgedruckt wurde:

Herr Professor Dr. Ludwig Gurlitt sucht in seinem letzten Buche „Erziehung zur Mannhaftigkeit" an einigen Stellen[1]) geflissentlich den Eindruck zu erwecken, als sei sein Austritt aus dem Schuldienste eine Folge von Schikanen durch die vorgesetzten Behörden und von heimlichen Anfeindungen durch Amtsgenossen. Soweit dieser Vorwurf uns angeht, glauben wir uns dazu erklären zu müssen und treten damit aus der Zurückhaltung heraus, die wir uns bisher aus leicht verständlichen Gründen auferlegt haben, obwohl man gerade von uns eine öffentliche Äußerung in dieser ganzen Angelegenheit erwartete und unser Schweigen mißdeutete.

Herr Professor Gurlitt erhebt in seinen Schriften gegen Lehrplan und Lehrbetrieb des humanistischen Gymnasiums äußerst heftige und, wie er selbst mündlich und schriftlich zugegeben hat, absichtlich übertreibende Vorwürfe.[2]) Wie es allgemein befremdend wirken mußte, daß Herr Professor Gurlitt trotz seiner feindseligen Stellungnahme an einer Anstalt mit diesem Lehrplan weiter unterrichtete, so mußten die Lehrer jedes Gymnasiums seine Angriffe auf das Unterrichtsverfahren als eine Verunglimpfung ihrer ehrlichen Arbeit ablehnen. Wir jedoch hatten dazu noch besondere Gründe.

Es berührte uns notwendig peinlich, daß ein Amtsgenosse unserer Anstalt in dem gegenwärtigen Betriebe des Gymnasiums so viele schwere Schäden „in

---

[1]) Nachdem G. auf S. 154 von literarischen Angriffen gesprochen hat, schildert er persönliche Anfeindungen durch „die lieben Frommen" und schließt: „Gott der Herr hat ihrer Hände Werk gesegnet. Gefangen haben sie zwar den ‚literarischen Sturmvogel' nicht, aber doch erreicht, daß er sein ihm verleidetes ‚Nest' aufgibt. — Und S. 236: „Sanfte Jasager, unausgebackene Semmeln, gefügige und um ihr bißchen Rückgrat schon gebrachte Studenten, feige Bürschchen, die schon auf Karriere spekulieren, haben auch gegen mich in einem Lokalblättchen eine sog. Preßfehde eröffnet — — und haben sich dabei von einem Amtsbruder mit wertvollem Material und guten Winken bedienen lassen. Es wird zur Aufklärung der Wahrheit nützlich sein, dieses ganze dunkle und ehrenrührige Treiben einmal an die Öffentlichkeit zu bringen."

[2]) S. 41 berichtet G. von Münch, er klage über „gigantische Einseitigkeiten" und „Heftigkeit der Polemik" in seinen (Gurlitts) Schriften; dann fügt er hinzu: „Daß bei einem solchen Sturme unnütz viel geschossen und Hurra gebrüllt wird, ist auch ein Stück allgemeiner Lebenserfahrung, das den weltweisen Münch nicht verwundern sollte."

praktischer Erfahrung", wie er selbst behauptet[1]), gefunden hatte. Es will demgegenüber wenig besagen, wenn er erklärte, seine Beobachtungen allenthalben gemacht zu haben, noch weniger, wenn er an der soeben angezogenen Stelle bemerkt, „die Schule, an der er jetzt tätig sei, entziehe sich selbstverständlich — im Guten wie im Bösen — seiner offenen (!) Kritik".

Unser Befremden ist Herrn Professor Gurlitt von uns niemals irgendwie verheimlicht worden. Gewiß hat er bei manchem von uns nach dem Erscheinen seiner ersten Schrift in einzelnen Punkten Zustimmung gefunden. Wenn er aber in seinem Optimismus daraus den Schluß zog, wir seien mit dem Gesamtcharakter seiner literarischen Tätigkeit und seinem agitatorischen Auftreten einverstanden, so sah er sich darin je länger je mehr getäuscht. Und mit unserm ablehnenden Urteil haben wir ihm gegenüber nicht zurückgehalten.

Übrigens fehlte es Herrn Professor Gurlitt stets an der für eine sachliche Erörterung nötigen Ruhe; vielmehr versetzte ihn jeder Widerspruch in die höchste Erregung. Diese seine Art tritt auch in seiner letzten Schrift hervor, worin er alle, die sich herausnehmen, nicht seiner Meinung zu sein, teils mit Hohn, teils mit einer Flut der ehrenkränkendsten Schimpfworte überschüttet. Auf eine sachliche Widerlegung irgendeines Einwurfs hat er sich weder hier noch sonst eingelassen. — Es wird jedem einleuchten, daß dieses sein Verhalten im täglichen Verkehr mit ihm zu großer Zurückhaltung zwang. Namentlich in den letzten Jahren, wo er überall in Vereinen und Versammlungen seine maßlosen Angriffe gegen die höheren Schulen und ihre Lehrer richtete, war eine persönliche Verständigung mit ihm, wie sie sonst wohl unter Amtsgenossen stattfindet, in diesen Dingen kaum noch möglich.

Als wesentlich aber kommt noch ein Punkt hinzu, der es gerade uns schwer machte, ihm auch da freudigen Herzens zuzustimmen, wo wir an sich Richtiges in seinen Reden und Schriften fanden: sein eigenes Handeln nämlich als Lehrer und Erzieher in der Schule wollte sich mehrfach gerade mit den hauptsächlich von ihm vertretenen Anschauungen nicht decken. An Beweisen dafür fehlt es uns nicht; wir schweigen aber hier davon; Herr Professor Gurlitt ist durch einzelne von uns in einer für ihn nicht mißzuverstehenden Weise verschiedentlich darauf hingewiesen worden, ist aber dafür, wie für alles, was ihm unbequem war, unzugänglich geblieben und hat auch weiterhin Warnungen als Kränkungen, Widerspruch als starrköpfige Verbohrtheit, schweigende Ablehnung als Mangel an Offenheit empfunden.

Wenn er also jetzt versucht, das Verhältnis zu seinen Amtsgenossen als einen Teil seines „Martyriums" hinzustellen, so müssen wir diese Beschuldigung unbedingt und mit allem Nachdruck zurück-

---

[1]) Der Deutsche und seine Schule. S. 58. Herr Professor Gurlitt ist seit 1881 im Amt; seit 1886 ausschließlich am Steglitzer Gymnasium.

weisen und ihn ganz allein dafür verantwortlich machen, daß dieses Verhältnis zuletzt für alle Teile wenig erquicklich war.

Diese Erklärung wird von den Unterzeichneten einstimmig abgegeben.

Die Oberlehrer des Steglitzer Gymnasiums.

III.

Verläßlichkeit?

Diese „Erklärung" kann ich sogleich in ihrer Wirkung dadurch erschüttern, daß ich zu einer Nachprüfung der darin gegebenen Belegstellen einlade. Man wird sich durch diese Nachprüfung leicht davon überzeugen, daß die Zeugnisse nicht beweisen, was sie beweisen sollen.

1. In der Erklärung heißt es: „Herr Professor Gurlitt erhebt — — — — absichtlich übertreibende Vorwürfe". Zum Beweise für diese Behauptung wird in der Fußnote gesagt: „S. 41 berichtet G. von Münch, er klage über ‚gigantische Einseitigkeiten' und ‚Heftigkeit der Polemik' in seinen (Gurlitts) Schriften". Nun vergleiche man damit die angezogene Stelle selbst! Ich schrieb dort („Erziehung zur Mannhaftigkeit", S. 40 f.): „Aber daran sind weder die Werkmeister, noch die einzelnen Arbeiter schuld, sondern die Organisation. (Münchs Worte.) „Wenn also zugestandenermaßen die Organisation (der Schulen) nichts taugt, so ist es doch wohl Pflicht, diese Organisation zu ändern. Auch sonst erkenne ich aus Münchs Buch, obschon es hier und da auch gegen mich gerichtete Spitzen haben mag, daß er die Berechtigung unserer Reformvorschläge vielfach zugibt. Er klagt über gigantische Einseitigkeiten und über die Heftigkeit der Polemik. Man kann ihm getrost in beidem recht geben und doch bei der alten Taktik verbleiben, die sich bewährt hat. Denn sie hat schon gute Erfolge zu verzeichnen. Wenn die Presse einem so festgefügten Organismus gegenüber, wie es unsere staatliche Schule ist, irgend etwas ausrichten will, so muß sie ihren Angriff mit gesamter Kraft auf

deren schwächste Stellen richten.“ Ich spreche also von der *Presse* in ihrer Gesamtheit, nicht von mir. Es ist auch nicht wahr, daß Münch „gigantische Einseitigkeiten“ und „Heftigkeit der Polemik“ eben bei *mir* gefunden habe. Er nennt mich in seinem hier behandelten Buche „Eltern, Lehrer und Schüler in der Gegenwart“ meines Wissens überhaupt nicht, jedenfalls nicht an der zitierten Stelle. Mir selbst fällt es gar nicht ein, diese kritischen Worte etwa auf mich zu beziehen. Ich halte mich gar nicht für einseitig und gelte im Publikum auch nicht dafür. Man lese meine alljährlichen pädagogischen Berichte im „Türmer-Jahrbuche“, um sich zu überzeugen, daß ich alle pädagogischen Strömungen zu verstehen und gerecht einzuschätzen bemüht bin. Wenn aber nun die Herren Oberlehrer zum weiteren Beweise mit dem Zitate aus meinem Buche fortfahren: „Daß bei einem solchem Sturm unnütz *viel* geschossen und *Hurra* gebrüllt wird, ist auch ein Stück allgemeiner Lebenserfahrung, die den weltweisen Münch nicht verwundern sollte“, so beweist auch das nichts für *meine* angeblichen „absichtlich übertreibenden Vorwürfe“. Denn erstens ist von mir gar nicht die Rede, und zweitens geht „*viel*“ auf die Menge der Kundgebungen und das „*Hurra*“ auf den lauten Vortrag. Beides kann ich zugeben: Die Reformer tragen ihre Wünsche *oft und laut* vor. Ich lasse das auch für mich gelten. Anders ist eine Reform ja überhaupt nicht zu machen. Daß ich aber *absichtlich übertrieben*, das heißt, die *Wahrheit entstellt hätte*, das ist mir hier nicht bewiesen worden und wird mir nicht bewiesen werden können. Daß ein lebhafter Mensch, der von seiner Sache überzeugt ist, den Ausdruck oft unbewußt steigert, ist an sich nichts Ungerechtes und Tadelnswertes. In einer erregten Debatte zumal und wenn man gereizt wird, fallen leicht Worte, die man nachher bei kaltem Blut gern mildert. Es ist aber ganz ungehörig, daraus das Zugeständnis ableiten zu wollen, als habe man *absichtlich übertrieben*.

2. Weiter heißt es: „Es berührte uns notwendig peinlich, daß ein Amtsgenosse in dem gegenwärtigen Betriebe des Gymnasiums so viele schwere Schäden ‚in praktischer Erfahrung‘ wie er selbst behauptet (Note: ‚Der Deutsche und seine Schule‘ S. 58.

Herr Professor Gurlitt ist seit 1881 im Amt, seit 1886 ausschließlich am Steglitzer Gymnasium), gefunden hatte."

Die Tatsache, daß meinen Herren Amtsgenossen die von mir an den Gymnasien geübte Kritik peinlich war, muß ich als gegeben hinnehmen. Wollte man aber bei seiner Kritik des Bestehenden stets auf die Empfindungen der Herren Berufsgenossen schonende Rücksicht nehmen, so wäre eine reformatorische Arbeit so gut wie ausgeschlossen. Die allgemeine Unzufriedenheit gegen die Schulen in Deutschland war doch auch für mich schon etwas Gegebenes. Ich habe sie nicht erst geschaffen, sondern schon reif vorgefunden. Am lebhaftesten wurde sie vor 15 Jahren von unserem Kaiser vorgetragen. Wenn ich nach den Gründen der tiefen Mißstimmung suchte und auf Abhilfe sann, so war das doch kein tadelnswertes Unterfangen. Dabei stand mir allerdings die Jugend und die gesamte deutsche kulturelle Entwicklung näher als eine Rücksicht auf die Nerven meiner Herren Amtsgenossen. Diese sind ja nur Exekutivbeamte, sind für Organisation, Lehrplan, Lehrstoffe und selbst für die Methoden nicht verantwortlich. Meine Kritik durfte sie also ganz unberührt lassen. Der Schluß aber, den aus meiner Kritik die Steglitzer Herren ziehen, daß diese besonders das Steglitzer Gymnasium treffe, ist völlig hinfällig. An der von ihnen zitierten Stelle schrieb ich, ganz allgemein über meine „Lehrtätigkeit" handelnd: „Ich habe erst an einem Gymnasium, dann an einem Realgymnasium und bis zuletzt und vorwiegend wieder an einem Gymnasium meine praktischen Erfahrungen gesammelt." Ich habe aber sogar, — was die Herren anzuführen vergessen haben — auf ihren Wunsch in einer späteren Auflage meines Buches nochmals ausdrücklich betont, daß ich ein besonderes Gymnasium nicht kritisiere. Der Wortlaut der bezüglichen Stelle lautete in meinem an Herrn Oberlehrer Dr. H. Schulz gerichteten Brief vom 19. November 1905:

— — „Was Ihren zweiten Wunsch betrifft, so habe ich in meiner Schrift vermieden, das Steglitzer Gymnasium in irgendeiner Art zum Gegenstand der Erörterung zu machen. Darauf führe ich die Tatsache zurück, daß in den zahlreichen Besprechungen und Briefen, die sich mit meinen Büchern beschäftigen, niemals (abgesehen von dem [in Steglitz geschriebenen] Paulsenschen Aufsatz) von dem Steglitzer Gymnasium die Rede ist. Aus diesem Grunde halte ich

mein bisheriges Verhalten auch für die Zukunft für das richtige. Wenn aber Sie und die übrigen Herren Kollegen anderer Meinung sind und den Wunsch haben, daß ich öffentlich eine entsprechende Erklärung abgebe, so bin ich gern bereit, diesen Wunsch zu erfüllen. Es bietet sich jetzt Gelegenheit bei einer Neuauflage meiner Schrift ‚Der Deutsche und seine Schule' eine Erklärung des von Ihnen gewünschten Inhaltes und Wortlautes abzugeben: ‚daß sich meine Klagen nicht insbesondere auf die im Steglitzer Gymnasium herrschenden Zustände beziehen'. Ich erwarte eine Äußerung, ob die Mehrheit der Herren Kollegen eine solche Veröffentlichung für wünschenswert erachtet. Die Tatsache, daß ich mich trotz mehrfacher persönlicher Angriffe in der Ortspresse zu einer Erwiderung nicht habe verleiten lassen, bitte ich als einen Beweis dafür anzusehen, daß ich das Steglitzer Gymnasium in die Polemik, die sich an meine Schriften knüpft, nicht mit hineinziehen will. Mit vorzüglicher Hochachtung ...."

Ich gebe diesen Brief zugleich als eine Stilprobe, damit man daran die Verläßlichkeit der Darstellung messen kann, die mich als allen kollegialen Vorhaltungen unzugänglich hinstellt. Was auf den Brief folgte, darüber belehrt ein Brief, den ich am 5. Dezember 1905 an Herrn Justizrat Dr. W. Loewenfeld in Berlin schrieb. Es heißt darin:

„Der Brief an Herrn Oberlehrer Dr. Schulz hat mir keine schriftliche Antwort eingebracht, wohl aber hat mir Herr Schulz mündlich gesagt, daß er sich mit meinen Ausführungen im wesentlichen einverstanden erkläre, etwaige Mißverständnisse oder Widersprüche gelegentlich mündlicher Aussprache vorbehalte. Das Gespräch beschloß ein freundschaftlicher Händedruck."

Dagegen heißt es in der Erklärung: „Übrigens fehlte es Herrn Professor Gurlitt stets an der für eine sachliche Erörterung nötigen Ruhe; vielmehr versetzte ihn jeder Widerspruch in die höchste Erregung. Diese seine Art tritt auch in seiner letzten Schrift hervor, worin er alle, die sich herausnehmen, nicht seiner Meinung zu sein, teils mit Hohn, teils mit einer Flut der ehrenrührigsten Schimpfworte überschüttet. Auf eine sachliche Widerlegung irgendeines Einwurfs hat er sich weder hier, noch sonst eingelassen."

Ich kann gegen diese Bemerkung mich wieder nur auf das kontrollierbare Material berufen, nämlich auf meine vorliegenden Schriften. Seit 30 Jahren bin ich literarisch tätig, seit 25 Jahren Lehrer. Noch nie bin ich wegen Beleidigungen verklagt worden, weder bei Gericht, noch bei den Behörden; nie habe ich wegen Beleidigungen mit jemandem eine gehässige Korrespondenz nötig

gehabt. Die dieser Schrift beigelegten Briefe, in denen ich mich mit meinen Gegnern des Gymnasiums auseinandersetze, sind die einzigen, die ich mit ihnen wegen dieser Gegensätze getauscht habe. Ich bitte vorurteilslose Leser zu prüfen, ob sich in ihnen auch nur ein einziges kränkendes Wort findet, ob sie nicht vielmehr in durchaus ruhiger Sprache und so sachlich wie nur möglich gehalten sind.

Ich behaupte ferner, und zwar zu Ehren meiner Gegner, daß ich selbst in der lebhaftesten Diskussion ihnen gegenüber mich niemals der „ehrenrührigsten Schimpfworte" bedient habe. Die Herren würden doch eine Beschimpfung sicherlich nicht ungesühnt gelassen haben. Ich fordere daher die sämtlichen Herren, die für die Wahrheit ihrer Erklärung mit ihren Namen bürgen, hiermit öffentlich auf, mir aus meinen zahlreichen Schriften, Aufsätzen und Briefen den Nachweis zu erbringen, daß ich den Vorwurf verdiente, Leute, die anderer Meinung sind als ich, verhöhnt und beschimpft zu haben. Ich habe doch die meiner Meinung nach ungerechten Besprechungen meiner Bücher durch Paulsen und Cauer u. a. bisher unerwidert gelassen, der scherzende Ton aber, mit dem ich diese geistigen „Mörser" dafür behandle, greift ihnen wahrhaftig nicht an ihre Ehre. Sie selbst haben sich mit keinem Worte dadurch verletzt erklärt. Zu so lächerlicher Empfindlichkeit ist man unter gebildeten Leuten noch nicht gekommen. Soll denn jedes Pathos der Rede ausgetilgt sein? Nur noch trockene Sachlichkeit gelten? Nie also habe ich abweichende Meinungen mit groben Mitteln abgewiesen, und die Stellen, welche in der „Erklärung" als Beweis gegen mich gelten sollen, beweisen wiederum nichts.

Was ich dort nämlich mit absichtlich harten Worten treffen wollte, das ist die Handlungsweise der Gegner, die nicht meine Schriftstellerei, sondern meine persönliche Ehre angegriffen, die mir in der Steglitzer Ortspresse den Vorwurf gemacht hatten, daß ich es mit dem angeblich „unehrlichen" Achim von Winterfeld hielte, daß ich „geschminkte Wahrheiten" vortrüge, daß ich das Ansehen meiner Schule schädigte, und die durch öffentliche Kritik meine Amtstätigkeit verdächtigten und herabsetzten.

Meine Abwehr wandte sich ferner, und doch wohl mit Recht, gegen meinen Amtsgenossen Herrn Oberlehrer Pohl, der dem gegen mich entfachten Preßstreite dadurch Nahrung gab, daß er unter dem Pseudonym B. von Bergwald eine Broschüre in Steglitz für 40 Pf. vertreiben ließ, durch die er meine pädagogische Schriftstellerei und meine dienstliche Tätigkeit dem Spotte preisgibt. Nicht abweichende Meinungen also habe ich mit absichtlich ehrenrührigen Worten treffen wollen, sondern eine mir feindliche und gehässige Gesinnung; absichtlich, sage ich, und bei ruhiger Überlegung, denn ich wollte damit erreichen, was mir auch zum Teil gelungen ist: daß die von mir Beschuldigten vors Gericht geladen würden, damit dort unter eidlichen Aussagen die Wahrheit zutage käme.

Wer mit mir Verständigung sucht, wird sie leicht finden, wobei natürlich ein Verzicht auf Überzeugungen nicht zu fordern ist. Solange ich nur über Cicero schrieb, waren mir auch die Herrn sämtlich gewogen und ließen mich sogar mehr als 15 Jahre lang als ihren „Vertrauensmann" gelten. Diesen Ehrenposten habe ich freiwillig erst vor drei bis vier Jahren niedergelegt, als mich andauernde Krankheit dazu zwang.

Daß ich meine pädagogischen Überzeugungen lebhaft verfochten und nicht dem Urteile von Konferenzbeschlüssen oder kollegialen Verwarnungen unterstellt habe, daraus wird mir kein Besonnener einen Vorwurf machen. Wäre ich der Meinung gewesen, daß die Herren in Steglitz die Sache — trotz ihrer zumeist jüngeren Jahre und geringeren Welt- und Lebenskenntnis — besser verstünden als ich, so hätte ich ihnen die reformatorische Arbeit überlassen. Ich fand sie aber zufrieden mit dem Bestehenden und übereifrig, sich mir in den Weg zu stellen. Deshalb mußte ich zuweilen energisch rufen: „Bahn frei!"

Wie ihre Belehrungen und Verwarnungen, so mußte ich auch ihren Tadel abweisen. In den zahlreichen Besprechungen meiner Bücher und in vielen persönlichen Briefen ist mir aus allen Teilen Deutschlands und Österreichs bestätigt worden, daß das von mir allerdings düster gemalte Schulbild typisch sei. Auf

das Steglitzer Gymnasium selbst hat man allein in Steglitz geglaubt meine Kritik beziehen zu müssen.

3. Auch in folgendem Falle erweist sich das Zitat sämtlicher Herren Oberlehrer nicht als beweiskräftig: Es heißt da: „Wenn er also jetzt versucht, das Verhältnis zu seinen Amtsgenossen als einen Teil seines Martyriums (der Deutsche und seine Schule S. 57) hinzustellen, so . .“ — — An jener Stelle sprach ich von religiösen Bekenntnissen und fügte hinzu: „Sollten diese Bekenntnisse staatsgefährlich . . . sein, so bitte ich mich dafür . . . zu strafen. Es muß eine wahre Lust sein, für seine Überzeugung zu leiden — —,“ daß ich mein Verhältnis zu meinen Herren Amtsbrüdern als Martyrium empfunden hätte, war bisher nur eine Vermutung dieser Herren.

Sie haben es nicht einmal der Mühe wert gefunden, genau nachzulesen, auf wen sich meine Andeutungen beziehen. Wie nun, wenn ich unter den mir heimlich nachstellenden „Korrekten und Frommen“ den „Reichsboten“, die „Staatsbürgerzeitung“ und Steglitzer Bürger bezeichne, die mich meiner unkirchlichen Stellung wegen bei meiner Behörde anschwärzten, diese Worte aber nicht auf Kollegen beziehen lasse?

Soweit kann jeder, dem es um ein gerechtes Urteil zu tun ist, die „Beweise“ der Herren Oberlehrer des Steglitzer Gymnasiums nachprüfen.

4. Werden aber die Beweise dafür, daß ich mich als Lehrer und Erzieher in Widerspruch gesetzt haben soll zu meinen eigenen Anschauungen, nicht öffentlich bekannt gemacht, so sind sie weder zu widerlegen noch ernst zu nehmen. Wohl aber ist festzustellen, daß eine solche öffentliche Verdächtigung eines noch im Amt stehenden Berufsgenossen durchaus gegen Gesetz und Sitte verstößt. Auch sehe ich nicht ein, wie es allen Herren möglich gewesen sein soll, einen solchen Einblick in meine Lehrtätigkeit zu gewinnen, da doch keiner von ihnen in den letzten Jahren jemals auch nur für eine Stunde meinem Unterricht beigewohnt hat. Es dürfte sich also bei der Mehrzahl um gläubig aufgenommenes Hörensagen handeln. Jedenfalls würde ich mich nicht getrauen, über die Bedeutung irgendeines meiner Amtsgenossen in seiner Eigenschaft

als Lehrer und Erzieher ein öffentliches Zeugnis auszustellen, ohne ihn vorher bei seiner Arbeit beobachtet zu haben. Zumal die jüngeren Herren, die erst seit wenigen Jahren an unserer Schule tätig sind, kann ich als meine Richter nicht gelten lassen.

5. Ich mußte auch den nichtigen Vorwurf hören, daß ich agitatorisch oder demagogisch wirke. Was soll das heißen? Ich spreche vor den Vereinen, die mich dazu einladen, zumeist vor Lehrern und Studenten. Ich trage da meine Ansichten mit den mir von Natur gegebenen Überzeugungsmitteln vor. Ein Gleiches tun meine Gegner mit gleich gutem Rechte. Weshalb nennt man meine Reden demagogisch, die von Herrn Professor Röthe gehaltene aber nicht so? War diese im Tone etwa gemäßigter? Keineswegs. Aber sie wandte sich nur an Akademiker. Das ist wohl der springende Punkt. Wer nicht Akademiker ist, ist „Volk“, Demos, zu dem der Gebildete, der Sachliche, nicht „hinabsteigt“. Gerade diesem alten Gelehrten-Dünkel rücke ich vorsätzlich zu Leibe.

Die breite Masse des deutschen Volkes muß erst zur Mitarbeit an der Erziehung aufgerüttelt werden. Das ist mit sanften Flötentönen nicht zu leisten. Je mehr sich meine Gegner ärgern, umso deutlicher erkenne ich daraus den Erfolg meiner Arbeit. Auf ihren Dank kann ich nicht rechnen. Das sehe ich natürlich selbst ein. Aber sie sollten nur nicht so ärmlich greinen. Wir stehen im Kampfe. Da gibt's keine Schonung, da siegen Mut und Kraft.

Soviel zunächst, um die Stimme einer großen Mehrheit, der man natürlich zunächst gerne Glauben schenken wird, durch meine vereinzelte Stimme zu erschüttern. Sie scheinen ohne Prüfung einen schriftlichen Entwurf angenommen zu haben; denn sonst hätten sie die hier aufgedeckten Widersprüche selbst finden müssen.

Das Zutrauen zu der Verläßlichkeit jener „Erklärung“ wird nicht wachsen, wenn ich bekannt gebe, daß zu den sämtlichen Oberlehrern einer gehört, den ich noch nie in meinem Leben gesehen habe, denn er amtiert in Steglitz erst seit meiner Beurlaubung, also seit Ostern 1906; daß andere darunter sind, mit denen ich niemals über meine Schriften und Reformbestrebungen

disputiert habe, die also zu Klagen über meine Gereiztheit keinen Anlaß hatten. Ein Herr ferner, dem ich vor einigen Monaten mitteilte, daß man mir von seiten der Behörde Unverträglichkeit vorgehalten habe, rief sogar aus: „Na, da hört aber doch alles auf! Sie haben ja in den letzten Jahren überhaupt im Lehrerzimmer kein Wort mehr gesprochen!" — Unterzeichnet hat aber auch er. Ein anderer hat mit mir jahrelang auf gleichem Schulwege gemütlich meine Arbeiten und Pläne durchgesprochen — nie dabei ein Wörtchen des Streites! — auch er machte jetzt mit im Kampfe gegen mich usw.

Man erlebt da Wunderliches. Wer aber den Fall Bismarcks mit angesehen hat, den überrascht nichts mehr. Ich erwarte von keinem Beamten, daß er sich für einen Reformer und „Umstürzler" selbst in Unkosten stürze. Ich habe auf niemandes Hilfe gerechnet und niemandes Beistand erbeten. Ich kann mir auch vorstellen, daß der Ausschluß eines einzelnen oder einer kleineren Gruppe von Oberlehrern diesen viel Verdruß und Feindschaft hätte eintragen können. Wie sich freilich so viele Männer, zu deren jedem ich in anderer persönlicher Beziehung stand, zu einem einmütigen, so individuell gestimmten Urteile über und gegen mich vereinigen konnten, das ist mir schwer verständlich.

Ich selbst enthalte mich aber eines Urteils, überlasse dieses lieber den Unbeteiligten, denen ich hier das Aktenmaterial zur Prüfung vorlege.

IV.

„Der Deutsche und sein Vaterland."

Gehen wir auf die Quellen des Streites zurück! Ich lebte mit Gott, Mitwelt und Kollegium in Frieden bis zu der Zeit, als meine erste pädagogische Schrift erschien, d. h. bis zum Jahre 1902. Nur mit dem Direktor, Dr. Lück, stand ich schon gespannt und glaubte guten Grund dazu zu haben. Denn ich leugne nicht, daß

meine Auffassung von der Handhabung des Unterrichtes an einer höheren Schule und von der Betätigung jeder einzelnen Lehrerpersönlichkeit von der seinen so stark abwichen, daß eine Verständigung immer schwieriger wurde. Der Widerspruch zwischen inneren Bedürfnissen und äußerem Zwange, zwischen dem erstrebtem Ziele und dem erlebten Sein drückte mir zwar die Feder nicht in die Hand, war aber mehr unbewußt bei der Abfassung der Schrift gewiß mit wirksam.

Was ich mit meiner Schrift, „Der Deutsche und sein Vaterland" (Politisch-pädagogische Betrachtungen eines Modernen. Wiegandt & Grieben, Berlin S. W. Preis 1,50 Mk.) aber gewollt habe, das habe ich im Vorwort und in meiner Selbstanzeige in der „Zukunft" (XI. Jahrgang 1903 Nr. 25) ausgesprochen.

Das Buch erlebte im ganzen acht Auflagen und hat, wie mir in der Presse, auch der pädagogischen, oft zugegeben wurde, mit auf unser gesamtes Schul- und Erziehungswesen reformatorisch gewirkt. In den Hunderten von Besprechungen und Briefen, die sich mit diesem Buche beschäftigten, ist niemals der Gedanke aufgetaucht, als enthalte es Angriffe auf das Gymnasium in Steglitz. Ich hatte auch geflissentlich alles ferngehalten, was man so hätte deuten können. Mein Ziel stand mir wahrhaftig höher, als meine Gegner meinen! Der lebhafte Beifall aus allen Gegenden des deutschen Sprachgebietes zeugt auch dafür, daß ich allgemein gültige Übel aufgedeckt hatte. Natürlich äußerten sich auch Widersprüche, die aber meist auf einmalige Erwiderung zum Schweigen gebracht werden konnten. Aber das mag, damit nicht ohne Not alter Zwist wieder lebendig werde, als abgetan gelten.

Nur einen Platz gab es, wo man mir dieser Schrift wegen nachhaltig feindlich gestimmt war und blieb, und das war das Gymnasium zu Steglitz, zwar dieses nicht in seiner Gesamtheit, sondern eine kleine Gruppe der Lehrer von etwa sechs Herren, die, sämtlich jünger als ich, mich gleichwohl auf jede Weise zu ihrer besseren Einsicht bekehren wollten. Sie meinten mich in den Pausen zwischen der Religions- und Geographiestunde bei der Schmalzstulle von der Torheit meiner pädagogischen Schriftstellerei überzeugen zu sollen. Das gab natürlich lebhafte

Debatten. Wer aber so vernünftig war, sich um meine Schriftstellerei innerhalb des Dienstes nicht zu kümmern, wie z. B. die Herren Professoren Spindler, Knuth, auch die Herren Oberlehrer Lehmann, Scheel, Wolfrum und sämtliche mir sehr lieben und werten Herren von der Vorschule, mit all denen habe ich allzeit ohne Konflikt gelebt. Wenn mein Buch selbst offenkundig als eine Beleidigung der Steglitzer Gymnasiallehrer nicht gelten darf, dann behaupte ich auf Grund nachstehender Angaben, daß der Unfriede von den mich bekämpfenden Herren geschaffen wurde, die mich jetzt mit anklagen.

Sie faßten nämlich unmittelbar nach dem Erscheinen meiner Schrift den Plan einer Gegenschrift. Der bald darauf verstorbene Oberlehrer Walter Busch (mir selbst befreundet) entwarf dazu die Disposition. Ich habe diesen Entwurf noch gesehen: er liegt jetzt wohl noch in den Händen des Herrn Oberlehrer Pohl. Es wurde darin, soweit ich mich erinnere, der Nachweis versucht, daß der Erfolg meiner Broschüre aus der Urteilslosigkeit der Leser zu erklären sei, mithin dasselbe bezweckt, was später mit wenig Geschick und Erfolg der Direktor Dr. Paul Cauer in dem Aufsatz „Deutsche Erziehung" ausgeführt hat. („Das humanistische Gymnasium" 1905 Heft 5 S. 169—181.)

Ich hatte natürlich gegen einen solchen Versuch, mich zu widerlegen, nicht das Geringste einzuwenden, erbot mich sogar, meinen Herrn Verleger dafür zu interessieren. Ja, es wäre mir ganz erwünscht gewesen, meine Gegenpartei und ihre Gründe genauer kennen und prüfen zu lernen. Leider aber kam nichts Gedrucktes der Art zutage. Statt dessen aber setzten jene Herren eine heimliche Agitation gegen mich in Szene. Ich wurde gleichsam unter ihr Kuratel gestellt. Aus ihren Bemerkungen klang der Vorwurf durch, daß ich selbst als Lehrer nichts leistete, mich mit meinen Anschauungen durch die Tat in Widerspruch setzte, zu einer Kritik des Schulwesens also kein Recht und keinen Beruf hätte. Daneben trat das Bestreben hervor, das Gymnasium in Steglitz und damit sich selbst vor meinen vermeintlichen Angriffen zu schützen.

Mit keinem Worte hatte ich das Steglitzer Gymnasium

angegriffen, es nicht einmal erwähnt, noch weniger irgend einen Herrn von den Amtsgenossen offen oder auch nur entfernt andeutend genannt. Den Geist freilich, der, wie in vielen anderen deutschen Schulen, so auch in dieser herrschte, den hatte ich mit darstellen und treffen müssen. Wenn man sich dadurch in Steglitz wirklich betroffen fühlte, so galt hier das Sprichwort: „Wem's juckt, der kratze sich!" Das Ansinnen aber, das mehrfach an mich gestellt wurde, ausdrücklich das Steglitzer Gymnasium auszunehmen, schien mir unvernünftig. Mochten andere, zumal jüngere Lehrer, die Verhältnisse an ihrer Schule vollauf zufriedenstellend finden — meinethalben! Ich hätte nichts dagegen gehabt, wenn einer seinen Hymnus auf diese seine Schule gesungen hätte, ich würde mit keinem Worte widersprochen haben. Es war eine enge und ganz falsche Auffassung und Vorstellung von meiner Arbeit, als wollte ich Steglitz damit schädigen. Nützen wollte ich und zwar der gesamten deutschen Jugend, allen deutschen Schulen, mithin auch dem Steglitzer Gymnasium. So hat mich doch auch das gebildete deutsche Publikum fast ausnahmslos verstanden.

Ich habe auch allen Schulen genützt — sogar dem Steglitzer Gymnasium. So oft ich aber solche Gedanken auch aussprach: Die Mißstimmung gegen mich blieb bestehen, ja sie wuchs fast in demselben Grade, wie mein Ansehen in der Öffentlichkeit wuchs. Ich werde mit den Worten einer meiner Gegner später belegen können, daß meine Schrift bei dieser teils eine leidenschaftliche Beurteilung teils wenig Gehör fand.

V.

Steigende Verstimmung.

Die Stimmung gegen mich wurde noch viel erregter, als unter dem Pseudonym A. von Waldberg eine Broschüre erschien: „Schulgedanken eines Gymnasialabiturienten von 1903" (Piersons Verlag, Dresden 1904 Preis 1 Mk.). Der

Verfasser, ein junger Student, hatte darin die Schule, der seine Kritik gilt, nicht genannt, hatte, wie ich später von ihm erfuhr, aus dem Grunde ein Pseudonym gewählt, damit er persönlicher Gehässigkeit nicht geziehen werden könnte.

So wäre es wohl das Klügste gewesen, wenn man sich um den Ursprung der Broschüre gar nicht gekümmert hätte. Sie nannte nicht Reichsgebiet oder Provinz des getadelten Gymnasiums, enthielt keinen einzigen Lehrernamen, nicht einmal Andeutungen in dieser Hinsicht, war also, wennschon im übrigen durchaus scharf und erregt geschrieben, so doch nicht denunzierend. Auch sprach sie von einem Lehrer mit Worten der Verehrung und Anhänglichkeit. Mit geradezu lächerlichem Spüreifer machten sich nun einige Oberlehrer in Steglitz daran, — dieselben, die auch mich befeindeten — den Verfasser dieser Schrift zu ermitteln. Auch mich belehrte die Lektüre, daß sie aus der Feder eines ehemaligen Steglitzer Gymnasiasten stammen müßte. Die Tatsachen, die er mitteilt, entsprechen, soweit ich es beurteilen kann, — und das reicht weit! — durchaus der Wahrheit. Die Stimmung als etwas rein Subjektives, entzog sich natürlich meiner Kritik, deckte sich aber so sehr mit meinem eigenen damaligen Unbehagen, daß ich sie gleichfalls als berechtigt anerkennen mußte.

Als ich im Januar 1904 nach einem schweren Magen- und Darmkatarrh aus dem Sanatorium des Herrn Dr. Deder in der Niederlößnitz noch immer sehr leidend heimkehrte, erzählte mir an meinem Krankenbette einer der mir befreundeten Herren Kollegen, der Verfasser jener Broschüre sei jetzt sicher ermittelt, es sei ein Studiosus Achim von Winterfeld.

„Unmöglich!" rief ich aus, „der stille, sanfte Musterschüler Achim von Winterfeld? Der glatt durchs Gymnasium gegangen ist? Der nie eine Unart, nie ein Wörtchen des Widerspruches gewagt hat, den wir alle so gerne hatten? Von Winterfeld? Wer hätte das gedacht?"

Nun folgte ein Bericht, wie man dahinter gekommen wäre. Die Sache habe auch die Lehrerkonferenz beschäftigt, und Direktor Dr. Lück habe mit Zustimmung des ganzen Lehrerkollegiums darüber im Ministerium mündlich Bericht erstattet. Einer habe

die Sache zu Protokoll bringen müssen: Eine Dame habe den Studiosus von Winterfeld entlarvt, der ihr im Privatgespräche erst seine Autorschaft abgeleugnet, diese aber dann brieflich zugegeben hätte. Diesen Brief wie sonstiges aufklärendes Material habe sie der Schule zugestellt.

Um die Ermittelung des ‚Schuldigen', so berichtete er mir weiter, hätten sich außerdem die Herren Oberlehrer Pralle und Pohl und der Studiosus Paul Mengel verdient gemacht. A. v. Winterfeld sei also bestimmt der Verfasser: Wer aber „dahinter stecke," wisse man nicht.

Als ich dann in den Dienst zurückkehrte, hörte ich, zumal aus dem Munde der Herren Oberlehrer Dr. Pralle und Pohl die härtesten Anklagen gegen „diesen Menschen," der ein „notorischer Lügner" sei und „sich unglaublich benommen habe." Ich mischte mich in die Erregung nicht mit ein, zumal der Verdacht leise durchklang, als hätte sich Herr von Winterfeld mit mir im Einverständnis befunden. Ich mußte sogar wiederholt aus dem Munde des Herrn Oberlehrer Pohl die Bermerkung hören: „Den werden Sie von ihren Rockschößen nicht wieder los" und dergleichen mehr. Der Kampf gegen ihn wurde zugleich ein Kampf gegen mich.

VI.

Dienstliche Maßnahmen.

Um also den vielfachen Verstimmungen auszuweichen, die mir meine Broschüre im eigenen Lehrerkollegium zuzog, und um die Rückkehr zu meinen nur auf kurze Zeit unterbrochenen Studien zu finden, bewarb ich mich auf das freundliche Anraten eines Herrn des Ministeriums um ein Jahr Urlaub und ein Stipendium aus dem 60000 Mark Fond.

Fast 25 Jahre lang hatte ich neben meiner Lehrtätigkeit zumeist unter Benutzung meiner Nachtstunden und meiner Ferienzeit

der klassischen Philologie gedient und ich hoffe, daß die zahlreichen wissenschaftlichen Arbeiten, die ich geliefert habe, zum mindesten meinen Fleiß bezeugen werden.

Im Ministerium also hatte man Anerkennung dafür. Da ich angedeutet hatte, daß meine Kräfte nachließen, daß ich neben einem starken Schuldienst diese schwere Gedankenarbeit nicht mehr leisten könnte, hatte man mir diese schöne Gelegenheit schaffen wollen, meine Studien in Ruhe und Sorglosigkeit zu einem befriedigenden Ende zu bringen. Als ich mich bereit erklärte, einen pekuniären Beitrag dazu zu leisten, lautete die Antwort: „Nicht doch! Was Sie arbeiten, arbeiten Sie nicht für sich allein, sondern im Dienste der Wissenschaft und damit auch zu Ehren Deutschlands. Für solche Zwecke ist ja das Geld in den Etat eingesetzt." Ebenso großherzig und einsichtsvoll urteilten sodann die berufensten Zeugen unter den Fachgelehrten. Anders der Herr Direktor: Ihn ‚interessierten meine Studien nicht, er habe nur das Interesse seiner Schule zu vertreten. Ich könnte nicht verlangen, daß er mein Gesuch unterstütze' — und deshalb mußte es fallen?

Die Antwort aus dem Provinzialschulkollegium lautete demgemäß unfreundlich: „Ihr Gesuch ... kann nicht berücksichtigt werden" — oder so ähnlich.

Damit war der Gelehrte, d. h. der produktivtätige Gelehrte in mir erschlagen. Denn ohne Vergleichung von Handschriften und ohne gelegentliche geistige Konzentration konnte ich nicht weiter und ein zweites Gesuch machte die schroffe Ablehnung unmöglich. So mußte ich also im Steglitzer Feuer aushalten, und wandte mich nun um so eifriger der pädagogischen Schriftstellerei zu.

Auch dafür liegen die gedruckten Beweise in Mengen vor. Obgleich ich aber neben meiner Diensttätigkeit unausgesetzt mit Erziehungsfragen beschäftigt war, auch die Erziehung meiner eigenen Kinder selbst überwachte und leitete und ihnen durch lebhaften geistigen Verkehr stets noch in dem schulpflichtigen Alter die Schule und zumeist auch den Lehrer entbehrlich machte, trotz dieses pädagogischen Eifers, den man selbst aus der Ferne erkennen mußte, zogen es meine Gegner vor, das Gerücht zu ver-

breiten, daß ich nur ungern Lehrer sei und deshalb — Mitleid verdiente. Wer dieses alberne Gerede aufgebracht hat, weiß ich nicht. Es wurde aber begierig aufgegriffen: denn jetzt hatte man den langgesuchten Schlüssel für meine Unzufriedenheit mit dem Schulwesen in Deutschland. Die einflußreichen Schriftsteller Paul Cauer und Friedrich Paulsen ließen sich gern so über mich belehren und wollten mir wegen meines „verfehlten" Berufes ihr bedauerndes Mitgefühl zwar nicht versagen, drohten mir aber mit Entziehung selbst dieser Gunst, wenn ich fortfahren sollte, meinem Unbehagen lauten, schmerzlichen Ausdruck zu geben.

Damals etwa bot sich mir als einem Mitgründer des Beamten-Wohnungsvereins von Berlin und dessen bisher ständigem Mitgliede des Aufsichtsrates, einer Tätigkeit, durch die ich vielen Lehrern zu der Wohltat einer billigen, gesunden, unkündbaren Wohnung mit verholfen habe, die Möglichkeit, in Dahlem ein schönes kleines Beamtenhaus käuflich zu erwerben. Ich bat bei dem Schulkuratorium in Steglitz um die Erlaubnis, meinen Wohnsitz nach Dahlem zu verlegen; diese wurde mir erteilt unter der leicht erfüllbaren Bedingung einer Telephon-Anlage, weiter aber unter der unerfüllbaren Bedingung jederzeitigen Widerrufes. Ich bitte amtlich feststellen zu wollen, ob dieser Zusatz, der mir den Ankauf unmöglich machte, von Herrn Direktor Lück veranlaßt worden ist und ob die gleiche Bedingung auch an auswärtigem Hauserwerb des Herrn Oberlehrers Dr. Pralle in Lankwitz geknüpft worden ist. Sollte das nicht der Fall sein, so klage ich über Benachteiligung. Ich gewann mehr und mehr den Eindruck, daß mir der direktorale Segen entzogen sei. Denn von jetzt ab ging mir überhaupt alles fehl.

Herr Oberlehrer Pralle erzählte mir einmal, bei seinem Abschiede von Halle hätte ihm sein früherer Direktor gesagt: „Vor allem stellen Sie sich mit ihrem neuen Direktor gut, sonst ist nichts zu erreichen." Ich überzeugte mich mehr und mehr davon, daß jener Herr in Halle die Verhältnisse an preußischen Schulen gut gekannt haben muß.

VII.

Beleidigungen.

Die Herren meiner Gegnerschaft hatten sich eine Sammlung all der Besprechungen angelegt, die meiner Schrift feindlich waren, ließen sie unter sich zirkulieren und versahen sie zuweilen mit Randbemerkungen, die mich beleidigen mußten. Mir wurden solche ungünstigen Besprechungen auch lächelnd unter die Augen gehalten und das führte nicht selten zu lebhaften, aber nie zu beleidigenden Auseinandersetzungen. Als ich Herrn Oberlehrer Pohl fragte, weshalb sie denn nur schlechte Kritiken sammelten, antwortete er: „Na, das versteht sich doch von selbst!" Man fühlte sich eben von Anfang an zur Abwehr gegen meine Schriftstellerei verpflichtet oder doch gelaunt.

In der Regel tat ich, als sähe ich nicht die mir ungünstigen Drucksachen, die offen im Lehrerzimmer umherlagen. Einmal fand ich aber eine Nr. des „Pädagogischen Wochenblattes", worin Professor Dr. R. Werner mein Buch mit lebhaftem Beifall besprach. Wieder war es mit einer Randnote in roter Schrift versehen. Im Text war zu lesen: „Das Wohltuende an Gurlitts Schrift ist, daß einem auf jeder Zeile die Ehrlichkeit des Verfassers entgegentritt". (Oder so ähnlich.) Am Rande stand dazu von Oberlehrer Pohls Hand geschrieben: „Gerade nicht! Es wäre leicht, Satz für Satz Gurlitts unehrliche Kampfesweise festzustellen". Ich ließ diese Nr. schweigend in meine Tasche verschwinden — gewiß eine friedliche Lösung! Ja, ich ließ Herrn Pohl meine Entdeckung und Mißstimmung nicht einmal fühlen, sondern verkehrte mit ihm trotz harter innerer Bedenken nach wie vor kollegialisch freundlich, eben des lieben Friedens wegen und in der Hoffnung, daß er und die anderen Herren sich doch bald von der Berechtigung meiner Reformgedanken überzeugen würden.

Und richtig! Nach einigen Monaten kommt Herr Oberlehrer Pohl auf mich mit den Worten zu, er wäre auf dem Wege zu mir in meine Wohnung, um mir zu sagen, daß er sich nach schweren inneren Kämpfen für meine Ansichten bekannt habe.

Auch andere jener Herren, die sich anfangs ablehnend gegen meine Pädagogik verhalten hätten, ständen mir näher, als ich glauben möchte.

„Um so besser!" so etwa sagte ich, „das mag aber ein jeder halten wie er will. Ich schreibe nicht für noch gegen Steglitz. Mein Auditorium ist jetzt Deutschland und nichts liegt mir ferner, als an meiner Schule für meine Gedanken Propaganda machen zu wollen, zumal der Direktor sich so feindlich gegen meine Schrift gestellt, sie bisher offen keines Wortes gewürdigt hat, dagegen vor Schülern und Kollegium stets mit tiefster Erregung, wennschon ohne Namennennung, gegen den Geist meiner Schrift eifert. Wer sich offen für mich bekennt, ist seiner Ungnade gewiß. Ich habe den Beweis dafür. Also seien Sie vorsichtig!"

Wir schieden in Frieden und ich lebte der Hoffnung, daß nun auch Frieden bleiben würde, fuhr aber natürlich fort, in meinem Sinne an der Schulreform schriftstellerisch weiter zu arbeiten, zumal sich die Zahl der mich ermutigenden Preßstimmen von Tag zu Tag mehrte und viele Briefe von Eltern einliefen, die mich um ein lebhaftes Eintreten für das Erziehungsrecht der Eltern gegenüber einer autokratischen Schule baten. Ich gab diesen Bitten nach. Das führte bald zu neuen Konflikten.

Am 26. November 1904 hatte ich in der „Zukunft" (XIII. Jahrgang Nr. 9 S. 297) einen Aufsatz erscheinen lassen: „Schule und Haus". Dieser Aufsatz fand im Publikum lebhafte Zustimmung und mag die Hauptveranlassung gewesen sein, daß z. B. bald darauf die Bremenser Bürgerschaft unter Führung der bekannten Prediger A. Kalthoff und Dr. Steudel mich dazu einlud, ihnen zur Begründung ihres „Elternbundes" einen Eröffnungsvortrag zu halten, der dann in den ersten Heften des „Blaubuches" abgedruckt wurde.

Diesmal entsetzte man sich nicht sowohl in Steglitz, als im nachbarlichen Wilmersdorf über meine Ketzereien. Herr Oberlehrer Dr. Walter Henze von jenem Gymnasium versuchte sich mit mir in einem Aufsatze zu „verständigen", der in dem „Korrespondenzblatt für den

akademisch gebildeten Lehrerstand" in Nr. 36 vom 21. Dezember 1904 erschien.

Die Antwort, die ich darauf schrieb, gab Herrn Oberlehrer Pohl Anlaß zu einem neuen Angriff auf mich.

Ich druckte nämlich darin auch die Worte: „Als ich jüngst einen Baurat fragte: „Wie geht's Ihren Jungen?" antwortete er mir: „Weiß ich nicht! Krieg' sie überhaupt nicht mehr zu sehen, haben den ganzen Tag in und mit der Schule zu tun: Arbeiten, Gesangproben, Vorträge usw. Von Zeit zu Zeit bringen sie einen Tadelzettel mit, dann habe ich Gelegenheit, ihnen pflichtmäßig eine Ohrfeige zu geben. Damit ist mein Verkehr mit ihnen so ziemlich erschöpft, denn unsere Mahlzeiten und unser Urlaub liegen zum Teil auch verschieden." Das nur als eine Stimme aus dem Volke!" — —

Ich war nicht wenig verwundert, als ich deswegen, kaum aus dem Sanatorium heimgekehrt, nachstehenden Brief empfing:

Steglitz, den 5. 2. 1905.

Sehr geehrter Herr Kollege!

In Ihrem Artikel gegen Dr. Henze zitieren Sie einen Ihnen bekannten Baurat, der sich über die vielen Arbeiten, Gesangproben, Vorträge usw., die seine Jungen der Familie entziehen, beklagt. Da der ganze Artikel auf den Ton des Selbsterlebten und der Erfahrungen an der eignen Anstalt gestimmt ist, so möchte ich Sie doch bitten, solche Aussagen etwas genauer zu untersuchen, ehe Sie sie der Öffentlichkeit übergeben. An unserem Gymnasium ist, seit ich den Gesangunterricht in Händen habe, d. h. seit Ostern 1902, überhaupt keine Gesangprobe abgehalten worden, sondern nur die lehrplanmäßigen Gesangstunden, für jeden am Chor beteiligten Schüler zweimal wöchentlich. Wenn es sich aber um die Persönlichkeit handelt, die ich hinter Ihrem Baurat vermute, so trifft die Sache, wenigstens was seinen jüngeren Sohn angeht, der noch unsere Anstalt besucht, überhaupt nicht zu, denn dieser ist seit Michaelis 1902 im Stimmwechsel und nimmt am ganzen Gesangunterricht gar nicht teil. Wohl hat er sich aber freiwillig an den Übungen des Schulorchesters beteiligt, allerdings sehr unregelmäßig, aber dies Recht steht ihm ja zu. Immerhin kann man, da er sich selbst diese Mehrbelastung noch zugemutet hat, ihn als Beweis für Ihre Meinung nicht anführen. Ist aber der ältere Sohn gemeint, der

nicht mehr Schüler unserer Anstalt ist, so entzieht sich seine Belastung freilich meinem Urteil, — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

Ich bin schon früher von verschiedenen Seiten darauf aufmerksam gemacht worden, daß Ihre „Beweise“ (??) in Ihren Artikeln und Broschüren oft sehr angreifbarer Natur sind. Hier trifft mich der Vorwurf zum erstenmal persönlich und zwar gerade in einem Punkte, wo ich erfolgreich viele Mühe und Arbeit eingesetzt habe, um einem früher tatsächlich vorhandenen Übelstande, den Überstunden im Gesangunterricht, (also doch?!) zu begegnen: ich muß mich also wehren. Ich tue dies nur in diesem Privatschreiben, möchte Sie aber nichtsdestoweniger bitten, doch dies Exemplifizieren mit dem deutlichen Zaunpfahlwink auf unsere Anstalt etwas einzuschränken: uns allen hat es bis jetzt widerstrebt, uns in der Öffentlichkeit gegen Ihre verschiedenen Angriffe, mochten diese berechtigt oder unberechtigt sein, zu verteidigen, denn die Abwehr würde vielleicht persönlich werden müssen, und das ist doch etwas so unerquickliches, daß einem der bloße Gedanke daran widerwärtig ist.

Im Übrigen mit besten Wünschen für baldige Wiedergenesung und Gruß

Ihr hochachtungsvoll ergebener

gez. M. Pohl.

Mein Antwortschreiben besitze ich leider nicht in Abschrift. Das eine aber weiß ich bestimmt, daß es wie sämtliche zwischen meinen Herren Kollegen und mir getauschten Briefe in einer ruhigen, sachlichen und gesellschaftlich angemessenen Sprache gehalten war und daß seine Veröffentlichung ebenso wie meine hier mitgeteilten sonstigen Briefe, die von „sämtlichen“ Herren Oberlehrern abgegebene Behauptung widerlegen würden, welche sie in die Worte fassen: „Übrigens fehlt es Herrn Prof. Gurlitt stets an der für eine sachliche Erörterung nötigen Ruhe; vielmehr versetzt ihn jeder Widerspruch in die höchste Erregung.“

Soviel ich mich erinnere, sagte ich in meinem Briefe, daß ich bei Abfassung meines Artikels an Herrn Oberlehrer Pohl nicht gedacht, jedenfalls ihn nicht habe kritisieren wollen, daß es zwischen Königsberg und Straßburg viele Bauräte gebe, daß ich doch auch in Dresden, wo ich zur Zeit der Abfassung bei meinem Bruder Cornelius, der selbst der Gemeinde der Baumenschen angehört, solche gesprochen haben könnte, daß ich keinen „Beweis“, sondern nur „eine Stimme aus dem Volke“ hätte beibringen wollen, für deren innere Berechtigung ich eine Verantwortung gar nicht übernehme.[1]) Ferner mag ich geschrieben haben, daß

[1]) Nachträglich bestätigte mir der genannte Baurat, daß er so zu mir gesprochen habe und daß er die Verantwortung dafür gern übernehme.

ich von einem Manne, der mich erst beleidigt und angefeindet, dann aber sich freiwillig auf meine Seite gestellt habe, eine Drohung, wie die vorstehende, nicht erwartet, die Öffentlichkeit aber meinerseits nicht zu scheuen hätte. Dabei erinnerte ich an die mir zugefügte Kränkung, den Vorwurf „unehrlicher Kampfesweise" und an die Einhändigung von einem Exemplar meiner Schrift, das von den Herren Amtsgenossen mit beleidigenden Randbemerkungen versehen war. Man las da am Rande Ausdrücke, wie „Unehrlichkeit, Unsinn, Roheit" und dgl. — Ich bemerke bei dieser Gelegenheit, daß mir ein Professor eines Berliner Gymnasiums auch ein Exemplar dieser meiner Schrift mit Randbemerkung überreichte. Er sagte, es habe bei sämtlichen Herren seines starken Kollegiums zirkuliert und ich würde wohl gerne lesen, wie viel Teilnahme, Verständnis und Anerkennung aus den zahlreichen Randnotizen dieser Herren spreche. Tatsächlich war nicht eine darunter, die ich nicht als ernst, sachlich und beachtenswert hätte anerkennen müssen. Ich würde mich gerne mit diesen Herrn auf eine sachliche Erörterung auch in dem Falle vollständigen Widerspruches eingelassen haben. Meine Natur ist von Haus aus heiter, zum Lachen, zu geselligem Leben und friedlichen Ausgleichen geneigt. Die Herren Oberlehrer des Steglitzer Gymnasiums sprechen ja selbst von meinem Optimismus und der macht sich doch wohl auch in meinen Schriften bemerkbar. Es mußte mich aber verwundern, daß gerade diese Herren in ihrer Mehrheit für meine Arbeit nur eine spöttische Ablehnung, bestenfalls ein kaltes Schweigen hatten. Um ihren Beifall habe ich aber nicht gebuhlt. Sie waren mir, um ihnen das hier offen zu bekennen, doch nicht genügend Autorität. Sie bestätigen ganz richtig, daß ich mich ihren unerbetenen Belehrungen nicht unterordnen wollte.

Das offene Zugeständnis, daß mir von einigen Herren des Steglitzer Gymnasiums ohne Not auch unfreundlich begegnet wurde, wolle man jetzt dem Antwortschreiben des Herrn Oberlehrer Pohl selbst entnehmen, das ich leider zu veröffentlichen gezwungen bin, um meine Gegner mit ihren eigenen Waffen zu schlagen. Der Brief lautet in wörtlicher Abschrift:

Steglitz, den 8. Februar 1905.

Sehr geehrter Herr Kollege!

Auf Ihr Schreiben, das ich vorgestern erhielt, möchte ich jetzt nicht ausführlich antworten, um Ihnen Aufregungen zu sparen, die ja wohl bei einer derartigen Korrespondenz, selbst wenn man sich alle Mühe gibt, sie zu vermeiden, sich nicht gänzlich umgehen lassen. Das eine nur möchte ich Sie bitten, mir zu glauben, daß es mir sehr leid tut, Ihnen damals durch Übergabe der Broschüre Ärger in dem von Ihnen bezeichneten Sinne bereitet zu haben. Sie werden sich wahrscheinlich sehr wundern, wenn ich Ihnen sage, daß ich das bis heute nicht geahnt habe.[1]) Als ich heute das Buch wieder vornahm und durchblätterte, begriff ich freilich, daß unsere Ausdrücke Sie beleidigen mußten, und ich bekenne Ihnen rückhaltlos, daß es eine große Unbesonnenheit meinerseits war, Ihnen die Broschüre in die Hand zu geben, ohne sie vorher noch einmal anzusehen. Wir hatten nämlich damals — es war, als Sie das Exemplar in die Hände bekamen, gewiß mindestens ein Jahr her — in der Absicht, gemeinschaftlich Ihr Buch öffentlich anzugreifen, jene Randnotizen gemacht, die natürlich nur für uns berechnet waren; da es sich uns aber nur um die Sache handelte, so hatte sich mir auch nur der sachliche Inhalt im Gedächtnis festgesetzt und ich wußte nicht mehr, daß die Ausdrücke die uns damals beim schnellen Hinschreiben unter den Stift kamen, so sehr ungewählt waren. Auch in der Broschüre steht von meiner Hand die Frage: „Wo steckt die Ehrlichkeit?" und ich begreife, daß namentlich dieser Ausdruck, zumal er Ihnen noch auf jedem Blatte entgegentrat, Sie direkt beleidigen mußte. Ich möchte nun Ihnen gegenüber, der Sie ja für die Albernheiten des Komments keinen Sinn haben, nicht den formellen Ausdruck „revocieren" gebrauchen, sonst würde ich sagen „ich revociere!" Ich weiß heute noch ganz genau, was mir damals für ein Begriff mit diesem Ausdruck in bezug auf Ihre Broschüre verknüpft war, und daß auch in den Gesprächen unter den Kollegen er stets in demselben Sinne gebraucht wurde: ich bitte Sie, versichert zu sein, daß dieser Sinn keine Beleidigung enthielt, wenn auch der Ausdruck reichlich stark ist. Wir bezeichneten es damals, wo wir viel über Ihr Buch debattierten, als „unehrliche Kampfesweise", daß Sie in Ihrem Buch nichts von all den Bestrebungen anerkannten oder auch nur erwähnten, die sich jetzt schon seit Jahren gerade in der Richtung bewegen, auf die Ihre Wünsche und die des Publikums, das Ihnen zustimmt, gehen, daß Sie die heutige Schule gleichstellten der, die wir erlebt haben, so wie es die Schriftsteller anderer Berufe tun, die seit ihrer eignen Jugend keinen klaren Einblick mehr in Schulverhältnisse gewonnen haben, oder sie durch diese ihre eigne Jugendbrille betrachten. Denn ich kann Bonus nicht beistimmen, wenn er sagt: „Wenn man uns zwölf Jahre lang malträtiert hat, sind wir Sachverständige." Wir alle meinten, Sie, der Sie die Mühen sehen mußten, die — fassen Sie das,

[1]) Das bestätigt meine Friedfertigkeit.

bitte, auch nicht als Prahlerei auf! — eine große Anzahl gerade Ihrer Spezialkollegen am Steglitzer Gymnasium sich in dieser Beziehung gaben und noch geben, Sie, der Sie durch Ihre vielen Verbindungen diese Bestrebungen auch anderwärts sehen und anerkennen mußten, Sie hätten nicht dem Publikum, dem großen, unverständigen, denn es gibt noch viele andersdenkende, die Handhabe bieten dürfen, die darin lag, daß nun alles schrie: „Seht, so schreibt ein Sachverständiger, also ist es so!“ Ein paar Worte darüber, eine Wendung in dem Sinne: „Man bemüht sich seit 92, es wird langsam besser, aber noch viel zu langsam und es muß noch viel besser werden“, hätten jeden Ihrer Kollegen beruhigt und — das ist die Hauptsache — Ihrem Buche in den Kollegenkreisen eine viel leidenschaftslosere Beurteilung (!) verschafft und viel mehr Gehör, als es so gerade dort — nicht zum Schaden der Auflagen, d. h. der Anerkennung seitens des Publikums aber ganz gewiß zum Schaden der Sache, die Sie führen, gefunden hat.

Nun ist's doch viel mehr geworden, als ich wollte. Ich hoffe, Sie lesen aus meinen Worten die Meinung heraus, in der sie geschrieben sind, und ärgern sich nicht noch einmal über mich.

Mit bestem Gruß

Ihr

gez. M. Pohl.

Hier haben wir also das offene Zugeständnis, daß meine Schrift von Steglitzer Amtsgenossen leidenschaftlich bekämpft wurde. Wenn nun aber ein so kleines Sätzchen, wie es mir von Herrn Oberlehrer Pohl in die Feder diktiert wird, ausgereicht hätte, um „jeden meiner Kollegen zu beruhigen“, dann haben diese, wie man mir wohl zugeben wird, einen recht kleinlichen Anlaß genommen, mich dauernd zu befehden. Dazu kommt, daß ich es ja an solchen Anerkennungen des Lehrerstandes im allgemeinen und der schon erreichten erziehlichen Fortschritte weder dort noch sonst hatte fehlen lassen.[1])

[1]) Der Vorwurf ist also sachlich falsch, denn es fehlt in meiner Schrift an solchen Erwähnungen nicht: S. 96 ist die Rede von dem inneren Zwiespalt, in dem so mancher Lehrer lebt, wenn seine Überzeugung mit den amtlich geforderten Lehrpflichten nicht in Einklang zu bringen ist, S. 97 „auch hier wird den Lehrern schuld gegeben, was nur in unserer ganzen historischen Entwicklung begründet liegt“, S. 106. „Unser Lehrerstand braucht wahrhaftig den Vergleich mit keinem fremdländischen zu scheuen; was man ihm vorwirft und allein vorwerfen kann, ist eine Übertreibung seiner Tugenden“, S. 77 sagte ich, über die Täuschungsversuche handelnd, ausdrücklich: „Der einzelne Lehrer ist daran schuldlos, der Fehler liegt im System: allzu scharf macht eben schartig.“ S. 79 heißt es: „Es ist mit der körperlichen Pflege unserer Jugend besser geworden, aber noch immer sind wir weit entfernt von einer harmonischen Entfaltung aller angebornen Kräfte, noch immer überwiegt der Verstand, noch immer sind die

Gehässig und persönlich beleidigend hat die Kritik außer in Steglitz mein Buch nicht gefunden. Ein solcher Vorwurf wird mir jetzt selbst in Pohls Briefe nicht gemacht. Meine eigene Schule oder eigenen Amtsgenossen aber öffentlich zu loben, stand mir kein Recht zu, noch viel weniger, sie zu tadeln. Wo man aber lobt, da müßte man auch tadeln dürfen. Es gab für mich nur ein Mittel, gerechte Vorwürfe zu vermeiden, nämlich ein völliges Schweigen über meine eigne Schule. Darin stimmte mir auch der erfahrene Jurist bei, dessen Rat ich in dieser Sache einholte. ‚Qui dicit de uno, negat de altero' lautet ein alter Rechtssatz.

Ich überlasse also getrost das Urteil über den hier vorgetragenen Streit dem Richterspruche des „großen unverständigen Publikums", zu dem nach urkundlich vorliegenden, für mich höchst ehrenden Zeugnissen u. a. namhaften deutschen Männern zu zählen sind: H. St. Chamberlain, Prinz Emil zu Schönaich-Carolath, † Dr. Julius Lohmeier, Reg.-Rat Dr. Hermann Muthesius, und einige Dutzend Schuldirektoren und Oberlehrer, die ich nur deshalb nicht namhaft mache, um sie nicht ohne Not mit in den Streit hineinzuziehen. Unter den vielen Hunderten vermeintlich urteilloser Leute des Publikums, die mir ihre Anerkennung ausgesprochen haben, sind die meisten Eltern schulpflichtiger Kinder, viele selbst Erzieher und Erzieherinnen und nicht wenige eben auch Lehrer und Leiter preußischer Gymnasien.

Klagen über geistige Überbürdung unserer Jugend berechtigt." Ich hatte, eben um dem Verdachte auszuweichen, als ob ich örtliche Übelstände beleuchten wollte, meine kritischen Bemerkungen fast sämtlich mit Zeugnissen von Männern belegt, die an andern Stellen wirken. Man hat mir das oft als einen Mangel an Selbständigkeit vorgeworfen. Ich habe aber absichtlich die gesamte moderne Literatur, auch die pädagogische Fachliteratur deshalb mit herangezogen, um zu beweisen, daß mein Schulbild aus Beobachtungen der verschiedensten Köpfe zusammengestellt ist. So zitierte ich auf S. 77 das Urteil des Amerikaners Russel, zitierte S. 79 Paul Güßfeld, S. 82 Geh. Rat Hempel, S. 112 Prof. Flach, zitierte Prof. Lichtwarck, O. Jäger, Oberlehrer I. Normberg und andere.

VIII.

„Der Deutsche und seine Schule.“[1])

Man mag sich bei meinen Gegnern bedanken, daß ich mit diesem neuen Buche, das ich längere Zeit wollte ablagern lassen, so schnell herauskam: es wurde zu meiner Antwort auf ihre unausgesetzten Anfeindungen. Ich fühlte das lebhafte Bedürfnis, ihnen zu zeigen, daß ich noch nicht zermalmt und mundtot gemacht sei. Es war also ein Akt der Selbstbehauptung. An der Sache meiner Urteile änderte das nichts, wohl aber mußte es den Ton meiner Darstellung beeinflussen, ihn verschärfen. Die Strafe für meinen Eigensinn blieb nicht aus.

Zunächst versuchte man es mit einer Futterentziehung. In der Konferenz (!) erfuhr ich, daß mir der Zeichenunterricht, der mir jährlich 300 Mk. eingebracht hatte, entzogen sei. Der Direktor ließ mir aber (durch Herrn Oberlehrer Dr. Pralle) sagen, nicht aus dienstlichen Gründen entzogen, sondern aus Sparsamkeitsrücksichten des Herrn Schöffen — —. (Ich bitte das im Gedächtnis zu behalten!) Überhaupt wurde mein Stundenplan immer schlechter. Das nahm ich schweigend hin, weil ja andere Lehrer in der Tat Besseres als ich leisten mochten.

Seit dem Erscheinen dieser neuen Schrift war es wohl entschieden, daß ich das Feld räumen mußte. Ich erfuhr fortan dienstlich eine Behandlung, die sich kein Dienstmädchen würde gefallen lassen, mußte in der Konferenz, wo mir schroff das Wort entzogen wurde, um Beobachtung parlamentarischer Geschäftsführung und eines würdigen Tones bitten. Als ich ebenda während des Verlesens einer ganz nichtigen Verfügung, jüdischen Religionsunterricht betreffend, an meine verreiste Frau einige flüchtige, aber sehr dringliche Worte auf eine Postkarte schrieb, wurde mir das von Dir. Dr. Lück untersagt, obgleich ich mich erbot, den Inhalt der verlesenen Verfügung aus dem Gedächtnis zu wiederholen, da ich jedes Wort gehört hatte, obgleich solche Verfügungen von den meisten Direktoren gar nicht verlesen, sondern sichtbar aufgehängt werden,

[1]) Wiegandt & Grieben, Berlin W. 11. 5. Aufl.

obgleich ringsum andere Herren auch schrieben. Meine Anfrage, ob der Direktor zu diesem Verbote befugt war, beschied das Königliche Provinzialschulkollegium bejahend! und fügte hinzu — ohne mich überhaupt vorher zu hören, allein auf Angabe des Direktors hin — mein Verhalten nach der Vermahnung des Direktors sei „ungehörig" gewesen. So behandelt man von amtswegen preußische Gymnasialprofessoren und tut das allerdings auf Grund des schon bis zur Lächerlichkeit veralteten Disziplinargesetzes von 1852. Die kleinsten Versehen wurden mir vom Direktor, der sich amtlich so geschützt sah, fortan stets schroff moniert.

Alle gegen mich gerichteten Anfeindungen hatten aber ersichtlich ihre Quelle in meiner pädagogischen Schriftstellerei.

Es sagte mir der Herr Direktor selbst, daß diese die Schuldisziplin gefährde, blieb mir freilich dafür jeden Beweis schuldig. Meine Schriften wenden sich an Erwachsene nicht an Schulbuben. Es ist Sache der Eltern, ihre Kinder vor der Lektüre zu bewahren, falls sie dadurch eine Schädigung fürchten. Ich selbst habe sie keinem Knaben in die Hand gegeben, habe auch nicht beobachtet, daß meine Schüler in irgendeiner Hinsicht durch meine Schriften ungünstig beeinflußt worden wären. Es sind mir dafür von anderer Seite auch keine Beweise angeführt worden, so sehr meine Gegner natürlich bemüht waren, mich für vermeintlich üble Wirkungen meiner Pädagogik haftbar zu machen.

Auch in der Steglitzer Presse ging wieder ein Sturm gegen mich los. Man ließ das von seiten der Schule gerne geschehen. Als aber in derselben Presse einmal die bescheidene Frage auftauchte, ob etwa die von A. v. Waldberg gegen die Schule erhobenen Angriffe, die ich gut zu heißen schiene, nicht vielleicht auf Wahrheit beruhen könnten, da auf einmal wurde die Sache ernst genommen, eine Konferenz berufen und dem Vereine ehemaliger Gymnasiasten ein Dank dafür ausgesprochen, daß sie für die Ehre der Schule eingetreten wären.[1])

Die Begeisterung für diese Kundgebung sank allerdings etwas,

---

[1]) Die Darstellung dieses Sturmes im Glase Wasser darf ich mir ersparen, da Herr A. v. Winterfeld sie zur Wahrung seiner Ehre bringen wird.

als Herr Oberlehrer Siegel in der Konferenz bekannt gab, daß sich nur sechs ehemalige Gymnasiasten zu dieser Kundgebung bereit gefunden hätten, während der Verein etwa 120 Mitglieder zählt. Einerlei — das Gymnasium war abermals gerettet, von Winterfeld und alle, die zu ihm hielten, wieder als Lügner und Fälscher gebrandmarkt. Man konnte den hohen Behörden melden, daß selbst die ehemaligen Mitschüler A. von Winterfelds und natürlich auch mein Treiben verurteilen. Daß es nur sechs Mann waren, darunter der Sohn des Direktors Dr. Lück, ist jedenfalls auch mitgeteilt worden. Wie stellte sich also jetzt die Sache?

1. Die ehemaligen Gymnasiasten mißbilligen Gurlitts und von Winterfelds Schriften und treten in der Presse offen gegen sie auf.

2. Das Lehrerkollegium nimmt dankend Kenntnis von dieser Ehrenrettung.

Was braucht man noch weiter? Richtig! Jetzt fehlt noch das Kuratorium für die höheren Schulen in Steglitz, also:

3. Professor Friedrich Paulsen muß als Vertreter des Kuratoriums das Gymnasium von Steglitz in Schutz nehmen und zwar gegen einen Angriff, der gar nicht gemacht worden war. Ungern und zögernd löste er diese Aufgabe. Er ist mein Nachbar, seit vielen Jahren verkehrten wir und unsere Familien freundschaftlich. Weshalb sprach er nicht vorher ein Wörtchen mit mir? Auch sonst begriff man nicht, weshalb Paulsen, der liberale Mann, gegen mich Front machte.

Wenn ich das Steglitzer Gymnasium hätte kritisieren wollen, so wäre ich auf Grund zwanzigjähriger Praxis dazu viel befähigter gewesen, als Paulsen, der dort alle Jahre höchstens einige Male zu Gast erscheint und sonst seine Kenntnis nur aus zweiter Hand hat.

Wie anerkennend ich über das Steglitzer Kuratorium denke, das besagt mein an diese Behörde nach der Dienstentlassung gerichtetes Dankschreiben. Gewiß, an Lehrerpersonal, an Lehrmitteln, an Opferwilligkeit und Einsicht der Gemeindevertretung ist kein Mangel. Könnte aber nicht trotzdem ein Geist der Unlust in der Schule herrschen? Ist man nicht trotz allen Aufwandes an Kraft

und Geld in ganz Deutschland mit den öffentlichen Schulen vielfach unzufrieden?

Das alles wußte Paulsen ebenso gut wie ich. Darum war ihm auch so wenig wohl zu Mute, als er seinen Aufsatz in der „Vossischen Zeitung“ (15. Okt. 1905) gegen mich schrieb; darum kleidete er ihn in den Ton des Bedauerns für mich und nahm im Nachsatz stets zurück, was er im Vordersatz gesagt hatte.

Immerhin — Paulsen hatte gegen mich geschrieben, und damit war ich und mein Buch für viele Tausende gedankenloser Deutscher gerichtet.

Obwohl ich in der Steglitzer Presse beharrlich geschwiegen hatte, schrieb also darin ein ehemaliger Schüler von mir, ein Studiosus Paul Mengel, gegen mich und Herrn von Winterfeld seine anmaßlichen Artikel.

Es wurde deshalb zum 8. November 1905 vom Direktor eben jene Konferenz berufen, auf deren Tagesordnung der „Fall von Winterfeld in der Presse“, stand. Geplant war aber ein Gericht über mich. Vor der Konferenz trat nämlich ein Kollege auf mich zu und sagte mir hastig: „Soeben hörte ich im Vorbeigehen wie Pohl zu Dr. Pralle sagte: ‚Heute wollen wir mal Generalabrechnung mit Gurlitt machen‘. Seien Sie vorsichtig!“

Und so kam es auch. Kaum war der Fall von Winterfeld vom Direktor Lück auf Grund von Zeitungsartikeln klargelegt, als Herr Oberlehrer Pohl auftrat, mein Buch hervorholte, größere Partien daraus verlas, obschon ich dagegen lebhaft Protest erhob, und mich wegen der darin vorgetragenen Ansichten harangierte: „Sie haben . . . Sie haben!“ . . .

Die Rede war vorbereitet und sollte mich zerschmettern. Viermal mußte ich mit steigender Entschiedenheit den Direktor bitten, dem Redner das Wort zu entziehen, da mein Buch nicht auf der Tagesordnung stehe, überhaupt auch dem Urteile der Lehrerkonferenz nicht unterstellt sei. Endlich gab der Direktor meiner Bitte Folge, um sich aber nun selbst gegen mich zu wenden. Ich fragte: „Wünschen Sie autoritativ über mein Buch zu mir zu sprechen?“

— „Allerdings!“ — — „So erkläre ich, Herr Direktor, daß

ich das nicht dulden kann. Mein Buch untersteht auch Ihrer Zensur nicht!"

„Nun — so will ich schweigen!"

Darauf gab ich zu Protokoll:

„Ich erkläre hiermit und gebe zu Protokoll, daß ich zu der Preßfehde der Steglitzer Blätter den Fall von Winterfeld betreffend in keiner Beziehung stehe, mich an ihr nicht beteiligt habe, auch nicht beteiligen werde."

Weiter sagte ich etwa folgendes:

„Wer von den Herren sich durch meine Schriften persönlich beleidigt glaubt, den verweise ich auf den Weg der Zivilklage, wer dienstliche Schädigung zu erleiden meint, der wende sich beschwerdeführend an die vorgesetzte Behörde, wer mich sonst bekämpfen will, bediene sich der Presse. Für private Angriffe in der Konferenz bin ich in Zukunft nicht mehr zu sprechen."

Damit war der Sturm abgeschlagen. Tags darauf sagte zu mir Herr Prof. G. Schulz: „Man kann Ihnen zu dem Ungeschick Ihrer Gegner nur gratulieren." Ich glaube auch heute noch an die Giltigkeit seiner Bemerkung.

In Wahrung ihrer „berechtigten Interessen" bewährten aber meine Gegner auch fernerhin den größten Eifer. Trotz aller Dienstlasten, die schon auf ihnen ruhten, ließen sie es nicht genug sein mit einer Abwehr meiner vermeintlichen Angriffe auf ihre persönliche, ihre Standesehre und auf das Gymnasium in Steglitz. Ihr Eifer folgte mir auch auf meine Reisen und nahm sich der angeblich von mir geschädigten Volksschullehrer an, für die sie ja stets ein so teilnehmendes Verständnis beweisen.

Ende Oktober 1905 sprach ich auf Einladung des Verbandes Leipziger Schrebervereine vor einer großen Versammlung im Zentraltheater in Leipzig. Unter den Hörern waren unter anderen Lehrern Herr Schulrat Richter, der bekannte pädagogische Schriftsteller Studienrat Professor Raydt, und der nicht minder bekannte Pädagoge Direktor Dr. A. Pabst. Dieser ergänzte meinen Vortrag, der von stürmischem Beifall begleitet war, mit Worten vollster Zustimmung. Keiner der genannten oder sonst anwesenden Herren hatte an meinem Vortrag etwas

Ernstliches zu tadeln. Etwa zehn Tage später schrieb mir Herr Lehrer G. Richard Siegel als Vorsitzender des genannten Leipziger Verbandes:

„Gewiß werden Sie sich freuen, wenn ich Ihnen mitteile, daß noch heute (7. Nov.) die ganze Stadt sich lebhaft mit Ihren Ausführungen beschäftigt. Der Zweck ist also erreicht: die Geister sind in Bewegung gekommen, und das wird und kann nicht ohne gute Folgen bleiben[1]) — die liberalen Zeitungen brachten nur einen kurzen Bericht, sie wollten offenbar nicht anstoßen. Die sozialdemokratische ‚Volkszeitung' aber berichtete ausführlich über Ihre Bestrebungen und über den Vortrag und nahm Stellung dazu; sie freute sich, den Lehrern bittere Wahrheiten sagen zu können! Im Verein ‚Gemeinnützige Gesellschaft' nannte Professor Raydt Ihre Ausführungen ‚ideal'. Auch sonst wurde Ihr Vortrag gelobt und die Zeitungen scharf getadelt, daß sie Ihre schönen Ausführungen nicht ausführlicher gebracht hätten. Die Lehrerzeitung brachte einen eingehenden Bericht. Die Lehrerschaft ist aber am stärksten erregt, weil sie nämlich eine Trübung des guten Einvernehmens zwischen Schule und Haus fürchtet."

Ich gebe zu, daß die Herren der Volksschule vielleicht einiges Recht hatten, sich gekränkt zu fühlen, obschon ich ausdrücklich und mehrfach betont hatte, daß ich keine bestimmte Schule kritisieren wollte. Nicht einmal die Schulen eines bestimmten Landes. Ich hatte ganz allgemein gesprochen in Erinnerung an schreckliche Prügelszenen, die ich auf einer Volksschule in Gotha jahrelang in meiner Kindheit hatte mit ansehen müssen und die mich heute noch in tiefster Seele erregen; hatte an verbrecherische Lehrer gedacht, die sich, wie die Zeitungen nicht selten melden, durch unsittliche Handlungen an der ihnen anvertrauten Jugend versündigen, als ich die Eltern bat, liebevolle Anwälte ihrer eigenen Kinder zu sein und nicht die oft schon harten Schulstrafen durch noch härtere häusliche Strafen zu überbieten. Um keine gerechten Beschwerden aufkommen zu lassen, betonte ich, daß ich die heutigen Zustände der Volksschule nicht hinreichend kennte, um von ihnen ein wahrheitsgetreues Bild zeichnen zu können. Trotzdem haben, wie mir gemeldet wurde, einige Herren von der Volksschule in Leipzig sich durch meinen Vortrag verletzt gefühlt. Aber die Herren waren auch bald beruhigt und benahmen

---

[1]) Als eine der guten Folgen sehe ich den Antrag der Leipziger Lehrerschaft an, die Prügelstrafe in der Schule abzuschaffen.

sich, wie sich in solchen Fällen ernste deutsche Männer benehmen: Sie sahen auf die Gesinnung und legten die frei gesprochenen, im Eifer vielleicht etwas überhitzten Worte nicht auf die Goldwage. Daher war denn bald darauf in den Leipziger Zeitungen zu lesen:

„Der Vorstand des Leipziger Lehrervereins hat sich mit dem von Professor Ludwig Gurlitt in einem hiesigen Schrebervereine gehaltenen Vortrage über die Volksschule unter Zuziehung mehrerer Vereinsmitglieder, die dem Vortrage beigewohnt haben, beschäftigt. Sei auch manches sehr scharf, ja ungerechtfertigt und der Vortrag in der Form verfehlt gewesen, so sei doch inhaltlich viel anzuerkennen und es sei daher beschlossen worden, nichts gegen den Vortrag zu unternehmen. Die Versammelten stimmten dem zu.“ [1])

Der Vorsitzende des Deutschen Volksbundes, Ortsgruppe Leipzig, ehrte mich gleichzeitig mit folgendem Schreiben:

Sehr geehrter Herr Professor!

Ihr im hiesigen Zentraltheater über Schul- und Volkserziehung gehaltener Vortrag stand gestern abend in der Ortsgruppe Leipzig des Deutschen Volksbundes auf der Tagesordnung.

Einstimmig wurde beschlossen, Ihnen dafür unseren herzlichsten Dank durch dieses Schreiben auszusprechen.

Streben Sie, edler Mann, auf solcher Bahn treudeutsch voran!

Zahllose Eltern drücken Ihnen die Hand!

Indem ich mich dieses Auftrages unter Anfügung persönlichen Dankes entledige, zeichne ich mit vorzüglicher

Hochachtung

gez. R. Engelmann, Vorsitzender.

Ehe ich selbst noch ein Wort über die Wirkung meines Vortrages gedruckt zu sehen bekam, kursierte schon in den Händen meiner Gegner am Gymnasium in Steglitz jene Nummer der Leipziger Volkszeitung, die meine Ausführungen mit eigenen Kraftworten reichlich gepfeffert für ihre Leser noch schmackhafter gemacht hatte.

Am 17. November 1905 erhielt ich darauf von Herrn Oberlehrer Dr. Hans Schulz einen Brief, der zwar auch in einem gesellschaftlich angemessenen Tone gehalten war, wie ich ihn

[1]) So zu lesen in den Leipziger Neuesten Nachrichten vom 9. XI.; im Leipziger Tageblatte Nr. 570 vom 8. XI., Abendausgabe, und in der Leipziger Lehrerzeitung Nr. 6—8 vom 8. XI. 1905.

jederzeit im Verkehre mit meinen Herren Amtsgenossen gepflegt habe, mir aber doch dadurch zu nahe trat, daß er von mir eine „bündige Erklärung" verlangte, ob ich diesen oder jenen Ausdruck in meiner Leipziger Rede gebraucht hätte, der sich in dem sozialistischen Blatte verzeichnet fand.

Welch rührende Sorgfalt in Überwachung meines außerdienstlichen Lebens! Welche überraschende Teilnahme für Wahrung der Volksschullehrerehre!

Was meinerseits darauf erfolgte, ist aus einem Brief zu entnehmen, dessen Schluß ich auf S. 11 mitgeteilt habe.

Ich hatte in Steglitz, wie in dem Briefe des Herrn Oberlehrer Pohl so auch mündlich häufig den Vorwurf zu hören, daß ich eine Karikatur der deutschen Schule gezeichnet, diese, wie viele moderne Schriftsteller, durch die eigne trübe Jugendbrille betrachtet hätte.

Da war es denn allerdings ein harter Schlag für meine strengen Kritiker als eben aus unserer eigenen Schule heraus die Broschüre des A. von Waldberg = Achim von Winterfeld erschien, die an Schärfe des Urteils und an persönlicher Erregtheit alles, was ich geschrieben hatte, weit überbot. Da hatte man also ein bitteres Bekenntnis aus seinem vermeintlich wohl reformierten neuen deutschen Gymnasium! Jetzt stand man vor der Frage: Soll man nun seinen Irrtum eingestehen und die gegen mich erhobenen Vorwürfe zurücknehmen, oder soll man, der eigenen Beobachtung und dem eignen Urteile vertrauend, in meiner Bekämpfung fortfahren?

Meine Gegner entschlossen sich für das zweite, und es setzte nun sogleich der Kampf gegen Herrn v. Winterfeld und mich mit verdoppeltem Eifer ein. Es wurde jetzt alles daran gesetzt, die Glaubwürdigkeit des Herrn v. Winterfeld zu erschüttern. Da aber seine Angaben dem auch von mir gezeichneten Schulbilde recht gaben, so bedeutete der Kampf gegen die Wahrhaftigkeit und Ehre des Herrn v. Winterfeld zugleich einen Kampf gegen mich. Denn man wurde in Steglitz nicht müde, mich für die schulfeindliche Schriftstellerei dieses Steglitzer Gymnasialabiturienten aus dem Jahre 1903 verantwortlich zu machen. Ich konnte beobachten, daß auch

im Ministerium eine mir bis dahin günstige Stimmung plötzlich umschlug. Herr Geh.-Rat Matthias, der die Broschüre des Herrn v. Winterfeld zuerst als ein zwar bedauerliches, aber doch beachtenswertes Sympton besprochen hatte, nannte es später in einem Atem mit meiner Broschüre mit lebhaft abweisendem Urteile. Der Umschlag der Stimmung fällt in die Zeit meiner Krankheit, als nach Angabe der Herren Pralle und Pohl Herr Direktor Lück persönlich im Ministerium war, um dort über die Persönlichkeit des Autors A. v. Waldberg = Achim v. Winterfeld Zeugnis abzulegen. Mir selbst sagte Herr Direktor Lück anlässig eines Falles von unangemessenem Betragen der Schüler: „Sie werden mir zugeben, Herr Kollege, daß ich seit dem Erscheinen Ihrer Schrift und der von v. Winterfeld alle Ursache habe, vorsichtig zu sein.“ Darauf erwiderte ich: „Ich muß Sie darum bitten, Herr Direktor, meine Arbeit nicht in einem Atem mit der des Herrn v. Winterfeld zu nennen, da ich mit dieser nichts zu schaffen habe. Schon zum zweiten Male nennen Sie, Herr Direktor, meine Arbeit zusammen mit der v. Winterfeldschen. Darin liegt doch der Vorwurf angedeutet, als ob auch ich eine feindliche Stellung gegen unsere Schule eingenommen hätte.“ Worauf er antwortete: „Er hat aber doch Ihre Arbeit rühmend angeführt.“ — „Jawohl, das haben aber auch viele andere Kritiken getan (selbst die im Ministerium herausgegebene Monatsschrift für höhere Schulen). Aus diesem rühmenden Zitat ist also eine Beziehung zwischen mir und von Winterfeld nicht abzuleiten.“ — „Schieben Sie mir nichts unter, was ich nicht gesagt habe!“

Ich aber wußte jetzt genug. Ich galt als heimlicher Feind unserer Schule und galt in Steglitz selbst als ein, wennschon indirekter Anstifter der fatalen Schülerbroschüre, der bald eine zweite und dritte folgte.

Ich leugne nicht, daß die immer heftiger hervortretenden Anfeindungen bedeutend auf die Stimmung und den Ton meiner Schrift „Der Deutsche und seine Schule“ gewirkt haben. Mir kam es darin vor allem darauf an, meine eigne Überzeugung als das notwendige Ergebnis meiner gesamten Entwicklung und Lebenserfahrung zu beweisen. Sodann wollte ich durch meine Schrift

den immer lauter hervortretenden Vorwurf entkräften, als ob ich mich von Tageslaunen und von Sensationsbedürfnis hätte verführen lassen. Nebenbei wollte ich auch öffentlich dagegen protestieren, daß man mir unehrliche oder dunkle Kampfesweise nachsagen könnte. Ich komme damit auf die Punkte meiner neuen Schrift zu sprechen, die dem alten Kampfe wieder frische Nahrung gaben. Zunächst erklärte ich folgendes:

Persönliche Anfeindungen bespreche ich absichtlich nicht, obgleich es daran nicht gefehlt hat. Nur einen Punkt muß ich berühren, wo ein Irrtum oder falsche Berichterstattung mich ins Unrecht setzen will: Nicht lange nach meiner Broschüre erschien eine kleine Schrift „Schulgedanken eines Gymnasialabiturienten von 1903“ unter dem Pseudonym A. v. Waldberg, eine Schrift, in der das Gymnasium die härtesten Angriffe erfuhr. Nun hat man mir in Rede und Druck, wennschon nur andeutend, zu verstehen gegeben, daß man mich für den geistigen Vater dieser Schrift hält. Es genügt hoffentlich, wenn ich hiermit erkläre, daß ich mit ihr durchaus nichts zu tun habe.

Da trotz dieser Zusicherung die Gegner sich nicht überzeugen lassen wollten, bat ich jetzt Herrn v. Winterfeld um eine schriftliche Erklärung. Ich lasse sie hier folgen:

„Herr Prof. L. Gurlitt war in O. III und O. II mein Klassenlehrer. Seit ich die O. II verlassen hatte, habe ich mit ihm bis Anfang 1905 weder persönlichen noch brieflichen Verkehr gehabt. Meine schriftstellerische Tätigkeit ist von der gesamten modernen pädagogischen Bewegung beeinflußt. Ich erkläre mit aller Bestimmtheit, daß meine ersten drei Broschüren von Herrn Prof. Gurlitt in keiner Weise beeinflußt worden sind.

Steglitz bei Berlin, den 24. Oktober 1906.

Achim v. Winterfeld.

Sodann tat ich mit vollem Bewußtsein von der darin liegenden Gefahr etwas, was ich vor allem als meinen Kampf für die Wahrheit bezeichne.

Mit wachsender Entrüstung beobachtete ich, wie sich das Urteil über den jungen Herrn v. Winterfeld mehr und mehr verschlechterte, wie dadurch auch mein Ansehen bei Eltern und Schülern litt. Mir kam es jetzt darauf an, das Wahrheitsgefühl und ehrliche Bekenntnis der Studenten wachzurufen, die aus eigener Erfahrung die Verläßlichkeit der v. Winterfeldschen Angaben kennen mußten. Ich hörte aus dem Munde eines solchen Studenten, daß Herr v. Winterfeld kein unwahres Wort geschrieben habe. Ich hörte sogar einen meiner Herren Amts-

genossen sagen: „Recht hat er ja, aber er hätte es nicht drucken lassen sollen.“ Ich wußte selbst, daß er recht hatte und schämte mich in die Seele aller derer hinein, die ihn trotzdem laut und öffentlich einen Lügner schalten oder schelten ließen. Deshalb druckte ich auf S. 196 Worte, die zwar für nichteingeweihte Leser als ein Appell an die gesamte deutsche Studentenschaft empfunden werden, die Herren Studenten aber, welche Mitschüler des grundlos verfolgten Herrn v. Winterfeld waren, zu einem ehrlichen Bekenntnisse nötigen sollten. Die Stelle lautet: „Wie ein jetziger Gymnasialabiturient über die Einrichtung der Abschlußexamina urteilt, lerne man aus der Schrift voll Gift und Galle von A. v. Waldberg kennen: ‚Schlaglichter aus der Sphäre des Gymnasiums‘, Dresden, E. Piersons Verlag 1905. Der Haß dieses jungen Mannes gegen seine frühere Schule ‚will sich nimmer erschöpfen und leeren‘: schon in drei Broschüren macht er sich Luft. Wo bleiben die Studenten, die seine Broschüren Lügen strafen? Hier winken Lohn und Ehre, also — ‚Burschen‘ heraus! — heraus mit der Wahrheit!‘ — Ihr schweigt??“

Wieder also lautete jetzt in Steglitz gegen mich der heftige Ruf: „Anfeindung und Verleumdung der eignen Schule!“ „Nein,“ antworte ich jetzt, „Schutz eines ungerecht Verfolgten, eines um seinen guten Namen und seine Ehre Betrogenen. Vor allem auch Schutz meines Namens, der wie unzertrennlich mit dem A. v. Winterfelds verkoppelt wurde. Mit einem Worte: Kampf für die Wahrheit.“

Ich trete in jener Stelle ja auch gar nicht ein für Herrn v. Winterfeld, sondern rufe nur die Studenten auf, der Wahrheit die Ehre zu geben.

Die Herren Studenten wollten aber meinen Ruf nicht recht verstehen. Sie klagten öffentlich in der Steglitzer Lokalpresse über den unangemessenen Ton v. Winterfelds, machten ihm zum Vorwurfe, daß er sein Pseudonym nicht gleich preisgegeben habe, behaupteten, daß er deshalb nicht glaubwürdig sei und verdächtigten auch mich ausdrücklich eben deshalb, weil ich, der ich doch über „Erziehung zur Wahrhaftigkeit“ einen Vortrag gehalten hätte, jetzt mit einem Manne gemeinsame Sache machte, der

„geschminkte Wahrheit“ vortrüge. So sollte ich also wegen meines Appells an die Wahrhaftigkeit jener Herren Studenten selbst in den Verdacht der Unredlichkeit kommen? Vor allem auch in den Verdacht, daß es mir ja nur darauf ankäme, die eigene Schule herabzusetzen? Unter den Studenten fand sich leider zunächst kein Mann, der öffentlich für die Wahrheit eintrat. Der einzige aber, der ohne mein Zutun auftreten wollte, den durfte ich leider nicht zu Worte kommen lassen, eben um nicht mit einem Schein des Rechtes der Feindschaft gegen die eigene Schule beschuldigt werden zu können. Empört nämlich über die Mißhandlung, die A. v. Winterfeld für sein ehrliches Bekenntnis und in Ausübung seines ihm verfassungsmäßig zustehenden Rechtes erleiden mußte, schickte einer seiner Mitschüler, aber nicht Klassengenosse, an Herrn Arthur Schulz, den Herausgeber der „Blätter für Deutsche Erziehung“, im Oktober 1905 eine Ehrenrettung des Verfolgten. Der mir befreundete Herausgeber, der den Verfasser nicht ausreichend kannte, bat mich um eine Prüfung des Aufsatzes, ehe er ihn herausgäbe. Er schickte mir also einen Bürstenabzug des Satzes.

Ich erklärte sofort, daß ich einen solchen Angriff auf mein Gymnasium nicht gestatten könne und kaufte den Artikel dem Herrn Verleger ab, um seine Veröffentlichung unmöglich zu machen.

Eine Note darüber von der Buchdruckerei Albert Kunzke in Friedrichshagen vom 14. November 1905 liegt bei meinen Akten Nr. 51 und ist jederzeit einzusehen. Wie, frage ich, wollen meine Gegner diese Handlung erklären? Ist das auch Feindschaft gegen das Steglitzer Gymnasium? Jetzt aber, nachdem meine Gegner den Sieg über mich errungen haben, jetzt brauche ich diese Ehrenrettung des mir seitdem befreundeten jungen Herrn von Winterfeld nicht länger, auch nicht länger dieses Zeugnis meiner friedlichen Gesinnung zu unterschlagen. Ich hoffe durch dieses Dokument meine Gegner endgültig zu entwaffnen. Der Artikel, der in den „Blättern für Deutsche Erziehung“ erscheinen sollte, und mir im Druck vorliegt, lautet also:

Der Fall A. v. Waldberg.[1])

„Eines Mannes Rede ist keines Mannes Rede; man muß sie hören alle beede."

Ein zusammenberufenes Lehrerkollegium allein ist durchaus nicht imstande, über die Zustände einer Schule zu urteilen. Eine Enquete unter den Schülern würde auch nicht viel helfen: denn es steht noch so, daß die Schüler vor den Lehrern Angst haben müssen, die Lehrer aber keine Angst vor den Schülern zu haben brauchen, sondern nur vor dem Direktor und vor dem Schulrat.

Jede öffentliche Äußerung eines ehemaligen Schülers über seine Schule soll uns willkommen sein. Am willkommensten, je früher sie geschieht. Denn um so genauer ist sie und um so unmittelbarer gibt sie die Stimmung wieder. Der Schüler muß am ersten wissen, wie ihm die Schule bekommen ist. Aber die hohe Pädagogik verzichtet auf dieses Zeugnis. Sie weiß besser, was dem Menschen gut tut oder schlecht tut als der Betroffene selber. Jeder Arzt fragt den Gesunden, wie ihm die Lebensweise, den Kranken, wie ihm die Kur bekommt. Jeder Schuster nimmt seinem Kunden Maß und interessiert sich dafür, ob der Stiefel ihm auch paßt. Die hohe Pädagogik hat das nicht nötig.

— —

Ein Unrecht aber ist's, einem ehrlichen Menschen darum, weil er gegen jene stumpfsinnige hohe Pädagogik Zeugnis ausgesagt hat, seine Ehre zu beschneiden. Das ist A. v. Waldberg gegenüber geschehen.

A. v. Waldberg ist der Verfasser der „Schulgedanken eines Gymnasialabiturienten von 1903" (Pierson 1904) und der „Schlaglichter aus der Sphäre des Gymnasiums" (Pierson 1905), dazu einer Broschüre über den Horazunterricht, deren Titel mir nicht gegenwärtig ist und die ich auch nicht zur Hand habe. A. v. Waldberg ist ein Pseudonym. Mich interessierten die Broschüren aus zwei Gründen. Erstens, als Zeugenaussagen eines Schülers über die Schule in der Öffentlichkeit, zweitens darum, weil ich Abiturient derselben Schule bin wie ihr Verfasser, also alles genau nachprüfen kann. Ich kenne weder den Verfasser noch seine Freunde oder Bekannten. Ich halte die Broschüren selbst für eine unzulängliche Leistung. Aber ich halte die Tatsachen für wahr, die Stimmung für typisch. Ich wäre nimmermehr darauf verfallen, über diese Broschüren einen so ernsten Aufsatz an einem so ernsten Ort zu schreiben, wenn sie nicht ein so ernstes Schicksal gehabt hätten. Die Erbitterung darüber verbietet mir, länger zu schweigen. Ich sehe auch sonst niemanden aufstehen.

---

[1]) Der Verfasser dieses Aufsatzes, Rudolf Pannwitz, schreibt mir:

„Ich stimme nach wie vor mit den tatsächlichen Angaben von Achim von Winterfeld überein und halte es darum für unrichtig, daß etwa jetzt, wenn das ganze Aktenmaterial veröffentlicht wird, mein Aufsatz von damals anonym erscheine."

Ich selbst halte aber für nötig, Beleidigendes zu tilgen, woraus einige Streichungen und Lücken zu erklären sind.

Zunächst bitte ich an diesem Ort den Verfasser dringend, sein Pseudonym aufzugeben. Es war eine unbegreifliche Handlung, Broschüren, die unverkennbar von einer ganz bestimmten Anstalt handeln, pseudonym zu schreiben. Der Verfasser kommt schließlich doch heraus, und wenn er herausgekommen ist, so legt man ihm das Pseudonym als Feigheit aus oder als Schlimmeres. Also Schuld an der Affäre hat A. v. Waldberg auch, obwohl das seine Ehrenhaftigkeit nicht aufs leiseste berührt. Es ist nun an dem Ort der betreffenden Schule ein Gerücht, für das ich so überzeugende Beweise habe, daß ich es auf meine Gefahr hin öffentlich aussprechen kann, daß A. v. Waldberg als „Lügner" hingestellt worden ist. Ob das Lehrerkollegium beteiligt ist, weiß ich nicht.

— —

A. v. Waldberg bitte ich dringend, unter seinem wirklichen Namen seine Erlebnisse nach seinen Broschüren zu publizieren und dadurch vollkommene Klarheit zu schaffen, sich selbst von allem Verdacht zu reinigen.

Ich will jetzt nur noch in einigen der wesentlichsten Punkte mit meinen eigenen Erfahrungen die A. v. Waldbergs stützen. Wir stammen ja vom selben Gymnasium. — — — — — — — — — — — — — — — — — — —

— —

Deutscher Unterricht: Sezieren; Dispositionsübungen; Einblicke in die Technik; die Weisheit des Lehrers nachweisbar aus Kommentaren geschöpft; 20—30 Minuten Wiederkauen der vorigen Stunde; der Wortlaut des Lehrers verlangt, die Meinung des Lehrers verlangt. Die Durchnahme des Götz mit der Zählung der Auftritte beginnend; bei jedem Akt befragt, wieviel Szenen er hat; und vieles, vieles andere . . . Das alles habe ich von meinem Direktor genossen, übrigens, bei meiner allmählich erlernten Nachgiebigkeit, mich mit ihm vertragen und, was man so nennt, „gut gestanden", so daß ich persönlich nicht den geringsten Anlaß zur Klage habe. Derselbe Herr hat einmal in meiner Gegenwart in der Klasse gesagt: „Bevor Sie 50 Jahr alt sind, dürfen Sie überhaupt noch nicht selbst denken, sondern nur die Gedanken anderer nachdenken." Ja — wer so aus der Not eine Tugend macht! Aber wo die Not fehlt, wird wohl auch die Tugend ausbleiben.

Das „Abiturientenschnurrbartsaustilgungsedikt" —: stimmt! Vgl. Wilhelmschaussee!

Entlassungstermine ca. drei Wochen nach der mündlichen Prüfung, so daß die Mluluszeit zerrissen ist — stimmt! Der Direktoren „übrigens meist höchst langweilige, salbungsvolle, phrasen- und zitatgespickte Abschiedsreden" kenne ich von dem meinen mehr als genug! Freilich, ob sie in bestimmten Zwischenräumen aus dem Schreibtisch hervorgelangt werden, um „periodisch wieder aufgewärmt zu werden", weiß ich nicht, aus mangelhafter Beobachtung. Mir hat immer eine genau wie die andere geklungen.

Horaz. Die „Unsitte", die Anfangsstrophe (wenigstens Anfangszeile) jeder Ode auswendig lernen zu lassen; daß man wissen muß: „Wie fängt die dritte Ode des vierten Buches an? An wen ist die zehnte Ode des dritten

Buches gerichtet?" Der Ausspruch: „Wenn Sie nicht genau über die Metra des Horaz Bescheid wissen, so beweisen Sie damit, daß Sie kein Verständnis für den Dichter haben"; daß in der „Nachübersetzung" der Lehrer genau seine Ausdrücke (alljährlich dieselben, in seinem Exemplar daneben geschrieben) verlangt; die ahnungslose, lächerliche Behandlung der horazischen „Moral" als einer sehr ernsten Sache, der feierliche Vortrag des Integer vitae, — — — —
— —
Es stimmt aufs Haar.

Die empörenden Pausenverkürzungen dadurch, daß die Pause zum Unterricht mitbenutzt wird, kenne ich ebenso.

Das systematische Abschreiben der großen mathematischen Hausarbeiten, die immer nur einige wenige in der Klasse selbst machen, könnte ich durch zahllose Belege und aus regelmäßiger persönlicher Erfahrung aufs genaueste schildern. Ich unterlasse es, da mir A. v. Waldberg alle Mühe abgenommen hat.

Daß jemand, der aus Geldmangel oder wegen verstauchten Fußes einen Schulausflug nicht mitmachen kann, auf Wunsch des Direktors vom Klassenlehrer besondere Hausaufgaben aufbekommt, habe ich selbst erlebt. Dieses kann ich hinzufügen zu folgendem, was v. Waldberg sagt: „Besonders klar wird das polizeiliche Bewachungssystem an den folgenden Beispielen, die ich selbst erlebt habe, zutage treten: Es fielen einmal beim Abiturium zwei Tage aus. Nun bekamen wir für den Nachmittag des noch schulfreien Tages ein genügendes Pensum auf, für den ersten freien Vormittag eine mindestens vier Stunden dauernde, übrigens höchst zwecklose Übersetzung. Besonders Begabte hätten nun vielleicht unter Zuhilfenahme des Abends auch diese noch am Tage vorher fertigstellen können, aber ein Ausgehen ins Freie oder ins Museum war unmöglich gemacht durch das Verbot, sich vormittags auf der Straße sehen zu lassen und durch das Gebot, vormittags zwölf Uhr die Arbeiten in der Schule abzuliefern. Da vorauszusehen war, daß der folgende Tag auch ausfallen würde, so bekamen wir wieder eine eminente Schreibarbeit für den Nachmittag, doch sollten wir uns am nächsten Tag morgens sieben Uhr in der Schule melden, wo uns der endgültige Ausfall mitgeteilt und neue, zwölf Uhr abzuliefernde Arbeit aufgegeben wurde. Dabei soll man seine Lehrer achten und die Schule lieben?"

Die teuflische Freude, einen Schüler „reinzulegen", kenne ich auch bei einem Geschichtslehrer. Da artet es schon in System aus.

Daß die Schule, die A. v. Waldberg und ich besucht haben, eine „Brutstätte der Lüge" nicht nur für uns gewesen ist, bestätige ich.

Soviel wird reichen, um A. v. Waldberg zu einem ehrlichen Zeugen oder mich zum Lügner oder uns beide zu Unzurechnungsfähigen zu stempeln.

Der Leiter jener Anstalt hat sich und seine Anstalt aufs empfindlichste geschädigt. Hätte er die Broschüren über sich ergehen lassen, schweigend, so hätte er im eigenen Interesse gehandelt. Jetzt sieht es aus, wo „der Dreck aufgewühlt ist", als stänke es in seiner Anstalt besonders arg. Das ist nicht so.

Es sind die allgemeinen, naturgewordenen Zustände. Man soll auch da nicht die einzelnen so anklagen, die, sie wissen nicht wie, ins System hineingeraten. Wenige sind stark, sich zu wahren. Der Zusammenschluß derer ist not. Aber das geht hier nicht an. Ich bekenne, daß auch dem Gegner Gerechtigkeit widerfahre: ich habe seine Anstalt, solange ich sie besuchte, nach dem, was ich von anderen hörte, für eine der humaneren gehalten. Ich selbst bin ein guter Schüler gewesen, habe die Achtung, zum Teil sogar die Freundschaft meiner Lehrer genossen, weit über meine Schulzeit hinaus. Es ist also zwingende Gewissenspflicht, daß ich dieserart gegen meine Schule spreche: Ich will niemanden verletzen, ich will nur die Verletzung A. v. Waldbergs rückgängig machen und die Wahrheit wiederherstellen.

In letzter Zeit ist, wie ich erfahren, an der betreffenden Anstalt vieles anders geworden. Ich warne jeden, daran A. v. Waldbergs Ehrlichkeit zu messen. Das ist ein falsches Maß. Die jetzt eingeführten Reformen haben sehr naheliegende Ursachen. Errät der Leser vielleicht eine davon?

IX.

Achim von Winterfelds Persönlichkeit.

Ich muß mich mit Herrn Achim von Winterfeld und mit der Behandlung, die er in Steglitz erfahren hat, noch eingehender beschäftigen, einmal, weil sein Fall mit meiner Angelegenheit vermengt — vermengelt — wurde, sodann, um eine Anschauung davon zu geben, mit welchem geradezu fanatischen Hasse von der Steglitzer Schule verfolgt wurde, wer irgend wagte, Ungünstiges, wenn auch mit noch so gutem Grunde, über sie zu äußern oder auch nur zu äußern verdächtig war. Hier arbeitete überhitzter Ehrgeiz gegen die Wahrheit. Man soll mit niemandes Ehre leichtfertig umspringen, am wenigsten aber mit der eines Mannes, der einem altbewährten, berühmten preußischen Adelshause angehört, in dem seit Jahrhunderten die Ehre als köstlichster Besitz gepflegt worden ist. Einer der Ahnen unseres jungen von Winterfeld war General, Freund Friedrichs des Großen und dessen bewährter Kriegsheld, der bekanntlich den Tod auf dem Felde der Ehre fand (1757). Sein Großonkel war der jüngst verstorbene kommandierende General des Garde du corps Hugo

von Winterfeld, sein Großvater der bekannte humoristische Schriftsteller A. v. W. (1824—1889), und mehrere seiner nahen Verwandten stehen zurzeit in hohen und höchsten Staatsdiensten. Hätte Herr v. Winterfeld seine frühere Schule namhaft oder noch deutlicher kenntlich gemacht und zugleich in der Schrift nachweislich und bewußt Unwahres vorgetragen, so wäre eine gerichtliche Verfolgung am Platze gewesen. Davon konnte aber in diesem Falle gar nicht die Rede sein. Denn einmal betont er mehrfach, daß es sich ihm nicht um eine besondere Schule, sondern um Abstellung allgemeiner Übelstände handele und sodann läßt sich die Zuverlässigkeit seines Schulbildes Zug für Zug erweisen. Ich selbst erbiete mich, vor Gericht die buchstäbliche Wahrheit all der Angaben zu beschwören, die in das Bereich meiner eigenen Beobachtung fallen. Es ist z. B. wahr, daß der Direktor in der Regel die Pausen mit zu seinem Unterricht hinzuzog. Ich habe selbst als inspizierender Lehrer unzähligemal vor seiner Klasse vergeblich gewartet, daß er die Schüler hinunterlasse. Ich weiß von Fällen, wo Herren, die nach der großen Pause in der Prima ihren Unterricht antreten wollten, den Direktor dort noch unterrichtend antrafen und deshalb verdrossen ins Lehrerzimmer hinuntergingen, bis sie von einem Schüler in die Klasse gerufen wurden. Ich habe es nicht nachgezählt, glaube es aber Herrn v. Winterfeld gern, daß auch die Angabe richtig ist: er habe mit seinen Mitschülern innerhalb einer Woche eine Pausenverkürzung von 2—2½ Stunden berechnet. Ich kann so noch viele seiner anderen Angaben als zutreffend aus eigener Beobachtung bestätigen.

Er gibt z. B. Themata von deutschen Aufsätzen an, die auch mir aus der Schulpraxis noch erinnerlich sind. Seine Kritik scheint also auch meinen deutschen Unterricht zu treffen. Denn das Thema „Ein Vergleich zwischen dem Wirte in Minna von Barnhelm und in Hermann und Dorothea“ habe ich, als er mein Schüler war, einmal in der Obersekunda behandelt. Ich halte es für lehrreich und nützlich, kann aber Herrn v. Winterfeld das Recht nicht abstreiten, anderer Meinung zu sein. Ich bin auch sonst nicht geneigt, seine Schriften nach Ton und Inhalt durch-

aus anzuerkennen. Das hindert mich aber nicht, für seine ehrliche Gesinnung und Wahrhaftigkeit einzutreten. Darauf allein kommt es aber in dem ganzen Streite an.

Es ist an sich doch keine gewöhnliche Erscheinung, daß ein junger adliger Student seine ganze Kraft statt auf studentisches Spiel, aufs Kommersieren, Skat und Pauken auf pädagogische Schriftstellerei und auf literarhistorische Arbeiten verwendet. Ich gebe in der Note die Titel seiner bisher erschienenen Schriften, deren bloße Anführung den jungen Mann vor dem Verdachte kleinlich gehässiger Gesinnung schützen sollten.[1]) Ich verbürge mich für ihn mit meinem Namen. Er ist Kavalier vom Scheitel bis zur Sohle. Seine Mutter versichert mich, er sei von Kindheit an wahrhaftig gewesen, sie erinnere sich nicht, je eine Lüge aus seinem Munde gehört zu haben. Das glaube ich gern. So war er in der Schule, wo er stets die besten Betragensnoten davontrug, so ist er noch heute, wie gewiß auch seine Universitätsprofessoren, mit denen er freundschaftlich verkehrt, gern bestätigen würden. Und dieser junge Mann sollte nun plötzlich „ein notorischer Lügner" sein, weil er ein düsteres Bild von seinem ehemaligen Gymnasium geliefert und sein Pseudonym nicht gleich preisgegeben hatte?

Dieser Mann also sollte und mußte vernichtet werden.

Deshalb Ausschluß aus dem Verein ehemaliger Steglitzer Gymnasiasten, dem Direktor Dr. Lück sonst fern zu bleiben drohte, deshalb Befehdung und Beschimpfung in der Steglitzer Presse, deshalb ein Dank- und Vertrauensvotum ehemaliger Schüler an das Steglitzer Gymnasium, übrigens nur sechs Mann von 120! Sechs, sage ich, darunter der Sohn des Direktors selbst — bestellte Arbeit? Deshalb Gegendank des Lehrerkollegiums, deshalb — man höre und staune — Ausschluß des jungen Mannes

---

[1]) Schulgedanken eines Gymnasialabiturienten von 1903. Horaz, eine kritisch-satirische Betrachtung. Schlaglichter aus der Sphäre des Gymnasiums. Gesunde Jugenderziehung, Schulreform und Herder als ihr Vorkämpfer. Herder-Worte (Herder unser geistiger Zeitgenosse). Außerdem flammen aus der Feder desselben Verfassers und sollen hier als Dokument seines Fleißes angeführt werden: Heinrich Heine, sein Leben und seine Werke. Heine-Auswahl u. Vom deutschen Unterricht.

und indirekt damit auch seiner an dem ganzen Handel unschuldigen Mutter aus der Steglitzer Kasino-Gesellschaft,[1]) zu deren Vorstandsmitgliedern Herr Direktor Dr. Lück gehört.

Das Ganze mutet uns an wie ein mittelalterliches Femgericht. Und das alles sahen, duldeten der Direktor und die Herren Oberlehrer vom Steglitzer Gymnasium, ja sie hießen es gut und begünstigten es. Ich aber mußte dem mit verhaltener Empörung zuschauen. Denn ich war dazu verurteilt, zu schweigen. Jedes Wörtchen zugunsten von Winterfelds wäre mir als offene Feindschaft gegen das Gymnasium in Steglitz gedeutet worden. Ja, ich mußte sogar meine Zustimmung dazu geben, daß den sechs ehemaligen Steglitzer Gymnasiasten, die sich als „Verein ehemaliger Steglitzer Gymnasiasten" gezeichnet und in den Dienst dieser Aktion gestellt hatten, im Auftrage des Lehrerkollegiums und durch den Mund des Direktors Dr. Lück der Dank der Schule ausgesprochen wurde. Daß diese jungen Herren ihren früheren Lehrern öffentlich Anerkennung und Anhänglichkeit bekundeten, dagegen konnte natürlich auch ich nichts einwenden, daß es aber geschah auf Kosten der Ehre des Herrn von Winterfeld und unter völliger Verschiebung des Streitpunktes, das empfand ich als eine Mitschuld und deshalb vor allem ließ ich die Sache nicht ruhen, deshalb setzte ich den Kampf um die Wahrheit fort.

X.

Versteckte Anfeindungen.

Schwer litt ich unter versteckten Anfeindungen: in den Schulandachten, Schulreden, Konferenzen stets die bittersten Angriffe auf die modernen pädagogischen Schwätzer, die, nach lautem Beifall lüstern, die nächsten Pflichten versäumen, deren Phrasen aber

[1]) Wie mir übrigens Herr von Winterfeld mitteilt, will er, der Aufforderung des Concordia-Verlages nachkommend, dort als Ergänzung zu dieser Schrift seine Steglitzer Erinnerungen in Druck geben unter dem Titel: „Mein Kampf gegen das Gymnasium oder Geschichten aus einer kleinen Stadt."

keiner Prüfung standhalten, die von den Eltern als Schulbütteln sprechen, die Jugend verwirren und betören. Lehrer und Schüler stießen sich dabei an und flüsterten einander zu: „Gurlitt, — Gurlitt!"

„Sämtliche" Herren Oberlehrer des Gymnasiums zu Steglitz wußten ihrer öffentlichen Erklärung den Eindruck mitzugeben, als ob sie sich bisher mir gegenüber einer vornehmen Zurückhaltung befleißigt hätten. Daß diese Darstellung der Wahrheit nicht entspricht, kann ich erfreulicherweise urkundlich belegen: Während meine Gegner tiefe Entrüstung über das pseudonyme Auftreten des Herrn v. Winterfeld zur Schau stellten, schrieb einer von ihnen, Herr Oberlehrer Pohl, der sich mir jetzt mit eingeschriebenem Brief als Verfasser bekannt hat, jene Satire, die gegen Herrn v. Winterfeld und mich gerichtet ist. Die Schrift heißt: „Der Umbau des Gymnasiums, Schulgedanken eines Übersekundaners von 1905." (Verlag von R. Auerbach in Steglitz). Der Preis beträgt 40 Pf., und somit war der Hauptzweck der Arbeit leicht zu erreichen, daß nämlich meine Schüler und deren Eltern all den Spott und Hohn kennen lernten, mit dem darin meine gesamte schriftstellerische und Amtstätigkeit gegeißelt wird. Der Verfasser nannte sich B. von Bergwald. Ich würde hier am liebsten die ganze Arbeit im Abdruck vorlegen, damit man daraus den kleinlich gehässigen, engherzigen und denunziatorischen Geist kennen lerne, den ich in vier schweren Kampfesjahren zu ertragen hatte.

Ich hätte auch diesen Angriff schweigend hingenommen, denn Steglitz und das Steglitzer Lehrerkollegium sind nicht die Welt, zu der ich spreche, hätte mich mit der nur andeutenden Abwehr in meinen Büchern begnügt. Wenn aber jetzt meine Herren Gegner sich öffentlich als verfolgte Unschuld darstellen, so bin ich zu dem Beweis verpflichtet, daß diese Darstellung der Wahrheit nicht entspricht. Kein Zweifel, daß alle Lehrer in Steglitz die Spottschrift des Herrn Oberlehrer Pohl kannten. Eine unstreitbare Tatsache, daß kein Amtsgenosse ein Wort des Tadels dafür hatte. Man scheint es also nicht als dunkle und ehrenrührige Handlung empfunden zu haben, daß ein jüngerer Lehrer seinen älteren Amtsgenossen öffent-

lich in dieser Weise verhöhnt, ohne sich auf dem Titelblatte als Verfasser zu bekennen.

Eine Ausrede, als ob die lokale Satire des Pohl mich nicht treffen und nicht kenntlich machen sollte, ist völlig ausgeschlossen. Kein Leser in ganz Steglitz, der nicht bei jedem Worte die gehässige, gegen mich gerichtete Spitze erkannt hätte. Schon das Motto ist jener Kritik Friedrich Paulsens entnommen, die mein Buch mißfällig beurteilt hatte. Darauf setzt der Text folgendermaßen ein:

„ICH — (um dem Witze etwas zu Hilfe zu kommen: Ich hatte mit Achtung auf das englische I [= ich] hingewiesen, als ein äußerers Zeugnis des starken nationalen und persönlichen Selbstgefühles. Zum Spotte werden ich, mich, mir usw. in dieser „Satire" stets mit lauter großen Buchstaben gedruckt). Ich bin fünfzehn und ein halbes Jahr alt, sehr begabt und von der Überzeugung schon heute durchdrungen, daß Meine Brüder und Schwestern, die ebenfalls sehr begabt sind, mit Mir zusammen dereinst eine geradezu verblüffend begabte Familie bilden werden. (Damit sollen wir der Eitelkeit und des Familienstolzes geziehen werden. Mit der Familie Pohl können wir es, die von Winterfeld und die Gurlitt, allerdings noch aufnehmen.) — —

Ich bin nämlich immer sehr bescheiden — Ich bitte mich deswegen nicht für einen Lump zu halten. — (Bezieht sich auf meines Vaters Ermahnung, den Rücken stets steif zu halten, denn „nur die Lumpe sind bescheiden".) Ja, Ich glaube ohne Überhebung behaupten zu dürfen, daß es kaum eine Tugend gibt, die Ich nicht in ausgedehntem Maße besitze. Das einzig Traurige an mir ist mein Stil, doch davon später. Ich bin nicht schuld daran; den hat das Gymnasium verdorben." (Sehr richtig! Das Gymnasium verdirbt uns allen den deutschen Stil: eine weltbekannte Tatsache!)

In diesem Tone geht es bei Pohl ein Dutzend Seiten weiter. Über meinen Unterricht wird „unter der Blume" geurteilt, als ob ich nur Schwänke aus meinem Leben, Reiseberichte und Witze aus den Fliegenden zum besten gäbe, mich aber um das Klassenpensum nicht kümmerte, den Unterricht so „tranig und stumpf-

sinnig" gestaltete, daß die Schüler dabei vor Langerweile einschliefen — ein hygienisch unanfechtbares Verfahren zur Nervenschonung. Weiter wird gewitzelt über „Erziehung zur Mannhaftigkeit" und über die „Pflichtbanausen", über Kunsterziehung, Koedukation und der Satz gepredigt: „Kinder, Ich pfeife auf das ganze Zeug, was Ich hier mit euch pauken muß; es ist doch alles Humbug! — Wo fände sich der mutige Mann, der unserer ‚Schultyrannei' — — die nötigen Flötentöne beibrächte." Die Satire endigt in der „Schlußmahnung", wieder meine Worte parodierend:

„Und darum: Burschen heraus! Heraus ihr Vorschüler, Sextaner und Quintaner" usw. Soweit der Satiriker Pohl!

Ich meine, wer so gegen mich ohne persönlichen Anlaß gekämpft hat, der darf sich dann nicht öffentlich als zu Unrecht angegriffen hinstellen.

Pohl glaubte mich durch seinen Spott zu treffen oder zur Abwehr zu reizen, wird sich aber selbst davon überzeugt haben, daß mein bisheriges Schweigen nicht Ohnmacht bedeutete. Mit solchen Mätzchen, meine ich, kommt man der auch von mir bedienten großen geistigen Bewegung nicht bei, die unser gesamtes Erziehungswesen und Schulwesen erfaßt hat und unaufhaltsam ihrer Vollendung zueilt.

XI.

Revisionen.

Es war ein durch Umbau der Schule schwer gestörtes Sommer-Quartal gewesen. Die Arbeiter hämmerten oft so laut und so unausgesetzt, daß ein Unterrichten unmöglich wurde. Wir erhielten Erlaubnis, im Notfalle die Klassen auf den Schulhof zu führen, da viele Schüler schon über Kopfschmerzen klagten. Dazu kam der Lärm vorbeifahrender Eisenbahnzüge und Lastwagen, dazu für mich als besonders niederdrückend mein Darmleiden und dessen Begleiterscheinungen, Schlaflosigkeit, geistige Reizbarkeit und

Erschöpfung. Das Quartal war also gekürzt und vielfach beeinträchtigt gewesen, im folgenden durch Erkrankung mein Dienst wieder auf zwei Wochen unterbrochen. Vor wenigen Wochen (24. Juni) hatte der Geh. Regierungsrat Dr. Genz in drei Stunden gründlich bei mir revidiert, aber kein Wort zu monieren gefunden. Während andere Herren, zumal die Herren Professoren, meine Altersgenossen, leer ausgingen, hatte ich ein heftiges Prüfungsfeuer zu bestehen. Das fiel selbst den Kindern auf. Auf dem Korridor sagte ein Quartaner (!) laut: „Gurlitt soll heute reingelegt werden, weil er ein Buch geschrieben hat." Herr Oberlehrer Pohl erzählte das lachend im Lehrerzimmer. Die Schüler bestanden aber gut und erfreuten mich selbst durch ihre Frische und Schlagfertigkeit. Schlimm kann der Gesamteindruck nicht gewesen sein, denn der Sturm zog an mir vorüber und später sagte mein Inspizient selbst, „am besten" habe ihm eine Stunde in IV. gefallen. „Am besten" ist der Superlativ zu gut.

Ich durfte also meinen, daß mir dienstlich nichts vorzuwerfen sei. Bald darauf, am 26. Oktober 1905, erschien Geheimrat Genz nochmals, um mich und jetzt mich ganz allein zu prüfen — drei Stunden lang! Ich war leidend. Jedermann sah es mir an, viele auch sprachen mich daraufhin an. Herr Dr. med. Boas in Berlin wünschte schon seit Monaten, daß ich in ein Sanatorium ginge, da ich im Dienste nicht gesund werden könne, ebenso mein Hausarzt Herr Dr. Wachsmuth in Steglitz. Trotzdem erfolgte jetzt eine strenge Revision und zwar unter den für mich erschwerendsten Umständen:

Ich hatte von acht bis neun eine Vertretungsstunde gegeben von neun bis zehn Hefte korrigiert, bald nach neun riefen mich Herr Geheimrat Dr. Genz und der Direktor aus der Klasse o III. heraus und legten mir die Frage vor, was ich an diesem Tage noch für Stunden hätte und was ich in jeder einzelnen Stunde zu traktieren beabsichtigte: „Welchen Teil der römischen Geschichte? Welches Kapitel im Plato?" Darauf betraten beide Herren meine Klasse, forderten mich dann nach Ablauf der Stunde auf, mit ihnen in des Direktors Amtszimmer zu kommen, wo mir einige methodische Ausstellungen gemacht wurden, dann ging's ohne

Pause weiter in die nächste Klasse. Da wieder eine volle Unterrichtsstunde, dann nach kurzer Pause in die dritte Klasse hinein. Darauf wieder unmittelbar anschließend Verhandlung im Amtszimmer. Also dreistündige Revision, vom 1/4 10 Uhr bis 1 Uhr: Dienst von acht bis ein Uhr, das heißt fünf Stunden und daran eine halbe Stunde dienstliche Vorhaltungen anschließend. Ich war erschöpft zum Unfallen, kaum noch zum Sprechen fähig und ließ das meiste schweigend über mich ergehen. Die Summe der Ausstellungen war:

„Ich hatte den Eindruck, daß Sie sich nicht genügend vorbereitet hatten.“ — Den Eindruck! Der Nachweis fehlte. Die Kritik erstreckte sich auch auf frühere Jahre und frühere Revisionen, die mir seinerzeit glatt durchgegangen waren.

Ich hatte, um mir eine lebendige Anschauung von dem Boden der altklassischen Literatur zu schaffen, nach Abschluß meiner Universitätsstudien ein halbes Jahr in Griechenland gelebt und war im Unterricht bestrebt, die dort gewonnenen Eindrücke zu verwerten. Das mir erteilte archäologische Reisestipendium und mehrfache amtliche Instruktionen belehrten mich, daß die Schulverwaltung großen Wert auf die lebendige Anschauung des antiken Lebens lege. Demgemäß und nach eigenem Bedürfnis las ich mit meinen Schülern die alten Autoren von Xenophon bis zu Homer und Plato mit besonderer Rücksicht auf den Inhalt, vermied dabei sprachliche grammatische Exkurse, wenn sie nicht unvermeidlich waren. Jetzt mußte ich als Tadel hören, daß meine Lektürestunden wie archäologische „Kurse“ und sprachlich nicht eindringlich genug wären. Wer will da die rechte Grenze ziehen?

Der Geheimrat stellte ferner die Tatsache fest, daß meine Schüler keine Begeisterung für Platos Apologie gezeigt hätten. Begeisterung schon bei Kapitel 3? Das wäre doch nur Schein und Trug gewesen. Stellte ferner fest, daß meine Geschichtsstunde in IV nüchtern und „ledern“ gewesen sei. Diese wie sonstige tadelnde Bemerkungen begleitete der Direktor mit der lebhaften Zustimmung: „Nicht wahr, Herr Geheimrat?“

Daß meine fünfte Dienststunde unter solchen Umständen keinen frischen und fröhlichen Eindruck machen konnte, darüber

wäre eine wissenschaftlich zutreffende Belehrung bei einem guten Psychologen oder Nervenarzt zu holen. Ich will den beiden Herren jetzt auch verraten, daß ich weniger an Coriolan und an die Fabier als an die Frage gedacht habe, ob mir meine Selbstachtung gestatte, eine solche körperliche und moralische Mißhandlung noch weiter zu ertragen, ob ich nicht jäh abbrechen und endgültig aus der Schule hinauslaufen sollte.

Ein anderer Schulrat hatte mir früher einmal gesagt: „Das muß ein schlechter Inspizient sein, der nicht nach fünf Minuten heraus hat, wie es mit dem Lehrer beschaffen ist." Vor wenigen Wochen war in drei Stunden bei mir eingehend geprüft worden, seit 20 Jahren stand ich in demselben Dienst: Es war also kaum Neues, Überraschendes bei mir zu beobachten.

In jenen Tagen etwa hat mir Herr Professor Spindler auf der Fahrt nach Berlin freundlich zugesprochen: „Gurlitt, geben Sie den Kampf auf. Denken Sie an Ihre Frau, an Ihre reizenden Kinder! Das kann kein Mensch aushalten. Nicht drei Tage lang ertrüge ich, was Sie jetzt schon seit Jahren durchmachen. Ich würde keine Nacht schlafen können. Schon der bloße Anblick dieser Kämpfe erregt mein Herz so, daß ich darunter leide!" — „Was soll ich aufgeben? Meine Überzeugung? Ich tue schweigend meinen Dienst; man lasse mich gewähren! Ich bin der Angefeindete, nicht umgekehrt. Aber ich soll mich selbst aufgeben, meine eigene Arbeit verleugnen, das Falsche gut heißen — das kann ich nicht. Dann lieber ein um ein paar Jahre gekürztes Leben, aber doch als anständiger Kerl sich selbst treu geblieben! Wer mich quälen und demütigen will, der findet in mir einen unversöhnlichen Gegner; für freundliche Belehrung wäre ich jederzeit zugängig. Sie können mir nicht nachweisen, daß ich den Streit provoziert hätte. Meine Ansichten sind unbequem, und deshalb soll ich zu einem stillen Mann gemacht werden. Ohne Kampf weiche ich aber nicht. Das ist gegen meine Natur!"

Ein ruhiger Unterricht, zumal ein freudiger, freier, frischer Unterricht war unter den vorliegenden Verhältnissen undenkbar. Ich wußte, daß ich zwei Revisoren mir gegenüber hatte, die auf

jeden Fehler, auf jedes unüberlegte Wort der Schüler und des Lehrers fahndeten. Dazu das Dazwischenfahren und Dreinreden beider Herren. Gleichzeitig ein Durchblättern des Klassenbuches, ein Geflüster, Hinweisungen der „Untersuchungsrichter" auf auffallende Notizen darin. Dabei soll ein Mensch stundenlang anregend unterrichten können? Man verlange doch einmal von einem Schriftsteller, daß er geistvoll und lehrreich schreibe, während zwei Polizisten in seinem Schreibfach nach verbotenen Schriftstücken fahnden und zugleich im Zimmer auch ein Verhör des Dienstmädchens und des Hausdieners anstellen! Eine so unwürdige Behandlung muß sich nur der deutsche Lehrer gefallen lassen. Der Schulrat war auf alle meine Sünden so vorbereitet, daß er geradewegs auf diese losging, mir dann auch seine Vorhaltungen in fast denselben Worten machte, die ich aus des Direktors Munde vorher schon gehört hatte. Ich sollte meinen, der revidierende Schulrat dürfte sich nicht einseitig informieren lassen, sondern müßte über den streitenden Parteien stehen und mit eignen Augen prüfen.

Daß er und der Direktor selbst v o r der Klasse meine Äußerungen beständig kritisierten, das verstößt natürlich gegen die Vorschrift und gegen jeden gesellschaftlichen und pädagogischen Takt. Ich will nur einen solchen Fall als Zeugnis anführen. Er gehört in die Revision vom 24. Juni und in die Geschichtsstunde in Quarta.

Ich fragte: „Wo lag der Kriegsschatz des attischen Seebundes zuerst?"

Antwort: „Auf Delos, im Tempel des Apollo."

Zwischenruf des Direktors: „Im Tempel des Apollo, Herr Geheimrat?" Ich fahre fort zu unterrichten, darauf abermals mit lauter Stimme der Direktor: „Im Tempel des Apollo, Herr Geheimrat?"

Dieser schwieg zum zweiten Male, offenbar, weil er nicht wußte, ob es richtig oder falsch sei. Ich habe Ähnliches schon mehrfach beobachtet: wenn ein Schulrat eine Sache nicht weiß, dann überhört er beharrlich selbst die lautesten Fragen. Man ist dann lieber in Gedanken versunken.

Nun will ich nach dem jetzigen Stand der Forschung hier

die Belehrung geben: Jawohl, Herr Direktor, im Tempel des Apollo! Seit die Franzosen ihre Ausgrabungen auf der Insel Delos gemacht haben, steht das wohl ziemlich fest. In die bei uns eingeführten Lehrbücher mag es noch nicht eingedrungen sein, aber ich kannte diese Ansicht aus der Lektüre einschlägiger Fachschriften. Oder, Herr Direktor, wo meinen denn Sie, daß das Geld lag? Auf der Bank? Auf der Polizei? Beim Gymnasialdirektor? Wenn Sie es aber nicht besser wissen, dann unterbrechen Sie in Zukunft den Unterricht lieber nicht! Mag es aber mit dem Depot stehen, wie es will — es ist in Wahrheit für unsere 13 jährigen Quartaner höchst gleichgültig, wo das Geld lag — die Zwischenfrage des Direktors war jedenfalls eine Ungehörigkeit. Man stelle sich vor, wie das den Lehrer verwirren muß! Sofort schoß mir die Frage in den Kopf: „Solltest du dich irren? Steht das nicht so in dem Ausgrabungsberichte von Lebègue? Oder hast du es in Adolf Bauers Handbuch gelesen? Es ist doch richtig? Oder wird man dir das als groben Fehler aufmutzen?" Dazwischen aber redet der Junge weiter, macht einen Fehler. Der Schulrat fährt dazwischen: „Das war ja falsch!" und sagt mir womöglich bei seiner Kritik: „Wie konnten Sie eine so verkehrte Antwort durchlassen?" — Ja, wie konnte ich nur? Ich hatte sie gar nicht gehört. Das kommt von dem ewigen Dreinreden. Das mag der Teufel aushalten! Das heißt ja, einen Menschen systematisch zugrunde richten!

Fährt denn dem Universitätslehrer jemand so dazwischen? Oder ist das alles, was er obendrein oft noch abliest, lauteres Gold? Ist da jedes Wort so unanfechtbar, daß die Kritik nichts monieren könnte? Oder sind denn wir Gymnasiallehrer soviel minderwertigere Menschen und Gelehrte? Darf man uns denn alles bieten?

Hier möchte ich auch einige Bemerkungen wegen der angeblich unzureichenden Vorbereitung einfügen. An den heutigen Lehrer wird allerdings die Anforderung gestellt, daß er sich auf jede Stunde so sorgsam vorbereite, daß ihr ganzer Lauf im Voraus feststehe. Will man dieser Verpflichtung für wöchentlich 22, täglich drei bis vier Stunden, getreulich nachkommen, so ergibt

das neben dem endlosen Korrigieren der Hefte eine unsagbar umständliche und verdrießliche Arbeit. Vor allem aber halte ich nichts davon.

Ein lebendiger Unterricht läuft seine unvorhergesehenen Bahnen. Die Zwischenfragen der Schüler, der Einblick in ihre geistigen Bedürfnisse, der Wunsch, hier tiefer nachzuforschen, dort schon Bekanntes zu überspringen, das ganze bunte Gewebe der geistigen Wechselbeziehung und unmittelbaren Verkehres zwischen dem einen Lehrer und 40 Schülern, all das bringt den Unterricht leicht aus dem vorgeschriebenen Geleise. Das müßte ein öder Pedant sein, der allen Erkenntnistrieb der Kinder schroff zurückwiese, um nur ja nicht aus dem Konzept zu kommen, nur ja nicht das zu Hause am Schreibtisch ausgearbeitete Manuskript mit vorgeschriebener Marschroute zu verlassen! Ich kenne solche Stunden und habe sie selbst oft genug gegeben. Sie pflegen Lehrer und Schüler unbefriedigt zu lassen. Es ist wie eine schnelle Fahrt zum Ziele, wobei zu Ausblicken in Nebentäler zum Verweilen an blumenreichen Wiesen keine Zeit bleibt. Streng methodisch und trotzdem, ja eben deshalb oft viel zu lehrhaft und — langweilig. Es fehlt dabei eben ganz der Reiz des Improvisierten. Es ist nüchternes Röhrenwasser, nicht Quellwasser, ist chemisch untersuchtes, bakterienfreies Wasser, aber es erfrischt nicht. Berthold Otto verbietet seinen Hilfskräften bei seinen bekannten pädagogischen Leistungen, daß sie nach einem starren Lehrplan unterrichten.

Deshalb verstehe ich nicht, weshalb sich unsere Schulräte über einen Unterricht entsetzen, der nicht für jede Stunde methodisch streng vorbereitet ist. Ich möchte noch nachträglich Gott auf den Knien danken, daß sich meine Lehrer in der Regel nicht präparierten, daß sie, lieber aus dem Vollen schöpfend, sich dem Strome des Lebens, des Klassenlebens hingaben, sich von ihm treiben und tragen ließen.

Ich sprach etwa vor zehn Jahren einmal mit dem geistvollen Hofprediger Emil Frommel über dasselbe Thema, in Plön, wo er damals Prinzenerzieher war. Er sagte da mit lachendem Hohne: „Ja, diese Methodiker, die bringen uns die Schule noch

vollständig herunter. Dadurch wird die Geschichte immer noch langweiliger und trostloser. Ich habe an mir die Erfahrung gemacht, daß meine improvisierten Predigten und Lehrstunden die besten waren. Da will ich Ihnen ein nettes Beispiel erzählen: Ich war Prediger an der Garnisonkirche in Potsdam (?), hatte mir meine Sonntagspredigt schön ausgearbeitet und disponiert. Da führte mich mein Weg zur Kirche durch einen Park und an einer Bank vorbei, die oft von Soldaten benutzt wurde. Die Bank war mit Inschriften bekritzelt. Besonders fiel mir eine große, frische Inschrift auf, die den Wortlaut hatte: ‚O, wie wohl ist dem zu Mut, der den letzten Kirchgang tut!' ‚Wartet ihr Hallunken', dachte ich mir, ‚euch will ich's lehren! Sind euch Bauernlümmels meine Predigten vielleicht zu schlecht? Nun, da will ich besser sprechen'. Nun voll Zorn rein in die Kirche und da nun eine Predigt gehalten, nicht nach dem Konzept — das blieb in der Tasche — aber eine Predigt über den Text: ‚O, wie wohl ist dem zu Mut' usw. Ein herrlicher Text! Und nun los! Die Soldaten duckten sich nieder. Ich wetterte ihnen über die Köpfe weg, daß keiner aufzuschauen wagte. Die Predigt vergessen sie nicht, und wenn sie alt werden wie Methusalem. Ich habe in meinem ganzen Leben nie wieder so gut gesprochen. Wer immer nur gut ausgearbeitete Lektionen verlangt, der kennt die menschliche Seele nicht. Lebhaften Menschen, wie mir, geht der Gaul beim Reden regelmäßig durch. Die Seele des Menschen ist doch nicht wie die ‚Seele' im Fisch: Die rissen wir Jungens immer raus und schmissen sie an die Decke, daß sie da kleben blieb."

Nun will ich für die Lehrer und Schulräte, denen ein Frommel nicht vollgewichtig ist, noch ein schwerwiegendes Zeugnis des Luther beibringen, auf den sich sonst jene Herren doch so gerne berufen. Er sagt in seinen Tischgesprächen: „Ich habe mich oft selber angespeit, wenn ich vom Predigtstuhl kommen bin: Pfui dich an, wie hast du gepredigt? Du hasts wahrlich wohl ausgerichtet, hast kein Konzept gehalten, wie du es gefaßt hattest! Aber eben dieselbe Predigt haben die Leute aufs höchste gelobt, daß ich in langer Zeit nicht so eine gute, schöne Predigt getan hätte" usw.

Ja, ich gebe zu, daß ich mich nicht zu jeder Stunde besonders vorbereitet habe, zumal zu solchen Stunden nicht, in denen ich denselben Stoff nun schon zum zwanzigstenmal traktieren mußte. Aber meine Stunden haben deshalb doch erreicht, was die anderer Lehrer und vor allem: Es ist mir nicht einmal, sondern hundertmal geschehen, daß mich meine Schüler baten, über die Stunde hinaus zu unterrichten, daß sie beim Läuten riefen „Ach, schade!" und daß sie mich mit einem freudigen „Ah!" empfingen, wenn ich einmal unerwartet eine Klasse zur Vertretung betrat. Das alles muß ich hier zu meiner Rechtfertigung anführen, muß es vor allem dem Direktor Dr. Lück vorhalten, der mich als einen unbrauchbaren Lehrer beiseite schob.

Ich habe mich, nachdem ich mich zu pädagogischer Selbständigkeit durchgerungen hatte, geflissentlich dem herrschenden Schuldrill, dem öden Pennalismus und dem ganzen Methodenschwindel feindlich gegenüber gestellt. Es ist mein Stolz, daß ich meine Opposition durchgehalten habe. Von mir darf kein Schulrat, kein Direktor, kein Lehrerkollegium sagen: laudabiliter se subiecit. Ich gehe aus der preußischen Menschenabrichtfabrik, genannt humanistisches Gymnasium, mit ungebrochenem Rückgrat hinaus, ohne Opfer an eigener Überzeugung.

Dieses mein Abschiedsgruß an die Herren Methodiker mit ihren wohl ausgearbeiteten Musterlektionen!

Ich halte die damals an meinen drei Stunden geübte Kritik für ungerecht, kleinlich und mehrfach sogar für sachlich falsch. Ich könnte das Fachleuten beweisen. Selbst in der letzten Stunde hatte ich trotz aller Ermüdung ohne einen Blick in das Lehrbuch zu tun, also frei, über die Verfassungskämpfe in Rom vorgetragen. Ohne eine allgemeine (nicht mechanische) Vorbereitung kann ich das natürlich nicht leisten. Da überschätzen mich jene beiden Herren doch bedeutend. Wenn ich aber z. B. in bezug auf Coriolan hostis nicht als „Feind", sondern als „Hochverräter" übersetzte, so geschah das mit gutem Bedacht unter Anlehnung an die gelehrten Untersuchungen von Heinrich Nissen und O. E. Schmidt über die Bedeutung von tumultus und bellum, über adversarius und hostis — einen Tadel verdiente ich deshalb nicht

(Weiß der Geheimrat Genz so genau, was die Mutter zum Coriolan sprach?), verdiente Tadel ebensowenig wie wegen meiner bewußten nüchternen Behandlung der ganzen Coriolangeschichte, an der eben nichts Geschichte ist, wie ich aus Dr. Ad. Bauers „Lehrbuch der Geschichten des Altertums" wußte. Shakespeares Coriolan darf ich doch nicht als Geschichte vortragen! Es war natürlich auch Absicht, daß ich die Geschichte von den 300 Fabiern, die an der Cremera gefallen sein sollen, „unter den Tisch fallen ließ", denn es wird doch hohe Zeit, daß wir aufhören, diese alberne Familiensage als Geschichte vorzutragen.

Im Deutsch der Obersekunda hatte ich, weil die Zeit in dem gekürzten Semester zur Durchnahme des großen alt- und mittelhochdeutschen Stoffes nicht reichte, die Schüler über größere Gebiete des Nibelungenliedes, die in der Klasse selbst nicht gelesen werden konnten, Vorträge halten lassen. Der G.-R. fand, daß das Lebensbild des Siegfried nicht scharf genug herausgearbeitet sei. Sehr richtig. Als ich aber den Grund dafür angeben wollte, daß in diesem Jahre dazu überhaupt noch keine Zeit zu finden war, die einzelnen Gestalten der Dichtung durchzusprechen, daß eben deshalb die Arbeit in Vorträge der Schüler verlegt würde, mußte ich mich mit den Worten abfinden lassen: „Das weiß ich besser, denn ich sehe viele hunderte Männer die gleiche Arbeit leisten." Aus zwei (sage und schreibe zwei!) Strophen desselben Liedes, das ich mittelhochdeutsch lesen ließ, gewann er die Kenntnis, daß ich den Text sprachlich nicht eindringlich genug behandele. Dabei war uns von demselben Schulrat bei früherer Gelegenheit gesagt worden, daß es im Mittelhochdeutschen auf ein Verstehen des Sinnes, nicht auf sprachliche und grammatische Übung ankäme.

Von seiten des Direktors, der mein Anwalt hätte sein können, nicht ein Wörtchen zu meiner Rechtfertigung. Ja, er schwieg sogar, als ich dem Schulrat sagte, daß ich krank sei und dieser darauf beleidigend antwortete: „Sie wollen sich jetzt als kranken Mann hinstellen?" Dabei lagen ärztliche Atteste in den Händen des Direktors. Jedoch er schwieg. Ich hätte vielfach meine eigene Auffassung und Darstellung gegen eine kleinliche Kritik

verteidigen können, aber es wäre zwecklos gewesen. Ich war auch zu erschöpft, zu stumpf, zu erbittert, um mich rechtfertigen zu können.

Im Übereifer des Tadels sagte Herr Genz sogar, auf Altes zurückgreifend: „Wir haben Ihnen vor Jahren den Zeichenunterricht in den Oberklassen genommen, weil Sie darin nichts geleistet haben.“ Dabei wußte er nicht, daß mir früher (s. S. 33) dienstlich ein anderer Grund genannt worden war, wußte vor allem nicht, daß in den letzten Jahren kein Sachverständiger jemals meine Zeichenstunde besucht hatte. Denn Direktor Lück, der sich einmal in meinem Zeichenunterricht blicken ließ, versteht davon soviel, wie ich von der Luftschiffahrt.

Mir wurde sogar die mangelhafte Teilnahme der Schüler an den Zeichenstunden zum Vorwurf gemacht. Dabei wissen die Herren ebensogut wie ich, daß unsere durch Schulstunden und häusliche Arbeiten überbürdeten Schüler der Oberklassen beim besten Willen nur selten Zeit zum freiwilligen Zeichnen finden. Unzähligemal haben mir meine Schüler darüber geklagt.

Die ganze Verhandlung, über die ich Weiteres noch durch mein untenstehendes an den Herrn Minister von Studt gerichtetes Schreiben mitteilen werde, endigte in der Ermahnung: „Sie sehen also, Herr Professor, daß Sie Ihre ganze Kraft allein in den Dienst der Schule stellen müssen. Sie haben zwar vielseitige und bedeutende geistige Anlagen, aber Sie zersplittern sich und verzetteln Ihre Kräfte. Ich warne Sie! Ich warne Sie!“

Damit war es also ausgesprochen, daß ich meine pädagogische Schriftstellerei und meine der gleichen Aufgabe dienenden Vorträge in Zukunft unterlassen sollte, um ausschließlich für meine Schulstunden zu leben.

Als ich um $^1/_2$2 Uhr aus dieser geistigen Folter entlassen wurde, war ich wie zerschlagen. Ich fand keine Minute Nachtschlaf und begab mich am nächsten Tage in aller Frühe zu zwei Steglitzer Ärzten, erst zu Herrn Sanitätsrat Dr. Alberts, sodann zu Herrn Dr. med. Wachsmuth mit der Bitte, meinen Gesundheitszustand festzustellen. Beide Herren gaben unabhängig voneinander an: „120 Pulsschläge in der Minute, hochgradige

Erregung, körperliche und geistige Erschöpfung." Herr Dr. Wachsmuth ordnete vollständige geistige Ruhe an und erklärte in seinem Atteste, das ich dem Direktor zugestellt habe, daß eine solche geistige Überanstrengung für mich „geradezu verhängnisvoll" werden könnte. Gleichzeitig stellte er mir ein Attest aus, in dem er bestätigte, daß ich, seit langer Zeit krank, nur gegen seinen ärztlichen Rat Dienst geleistet hätte. Nach einigen Tagen gestattete er mir, den Dienst unter der Bedingung wieder aufzunehmen, daß mir Aufregungen und geistige Überanstrengung möglichst erspart blieben. Ich tat wieder meinen Dienst, hielt mich vom geselligen Leben fern, lebte sehr solid und ruhig, fuhr aber fort, literarisch zu arbeiten.

Aber gleich am ersten Tage setzten die dienstlichen Aufregungen wieder ein. Dreimal am selben Tage wünschte der Direktor Aufklärungen darüber, wie es mit der griechischen Arbeit der O III O stehe. Diese sei den Schülern nicht zurückgegeben worden. Die Sache lag einige Wochen zurück. Ich mußte mich erst orientieren. Der Tatbestand war folgender: Am Tage der Zensurkonferenz wollte ich das Extemporale schreiben lassen; die Schüler remonstrierten, die anderen Herren hätten in dieser Woche auch keine Arbeit mehr schreiben lassen. „Nun", sage ich, „da ihr doch die Hefte hier habt, so wollen wir eine ganz kurze Arbeit, nur sechs Zeilen, schreiben, die wir dann gleich in der Klasse durchnehmen." Und so geschah's. Ich habe dann in müßigen Zwischenstunden der Ordnung wegen diese überzählige Arbeit doch noch korrigiert, einige Hefte davon zu gleichem Zwecke mit nach Hause genommen, den Schülern selbst aber die Arbeit nicht wieder in die Hände gegeben. Dazu war ich meiner Meinung nach nicht verpflichtet. Der Direktor war anderer Meinung und interpellierte mich deshalb dreimal am selben Tage, allerdings mit der Bitte, mich deshalb nicht zu erregen. — —

Selbstverständlich ließ ich mir eine capitis deminutio, eine Selbstenthauptung, nicht zumuten, ließ den Schulreformator in mir nicht erschlagen, um nur noch Hefte zu korrigieren. Ich wäre im bloßen Schuldienste geistig verschmachtet, da mir auf

diesem Boden jede Anerkennung, jeder Einfluß versagt und somit jede Freudigkeit zerstört war.

Die Strafe aber für meine Selbstbehauptung blieb nicht aus: durch den schon gedruckten neuen Stundenplan (!) für Ostern 1906 wurde ich belehrt, daß mir das Ordinariat von Obersekunda, wie überhaupt jedes Ordinariat entzogen und ich nur mit Fächern in den Unterklassen, vorwiegend mit Erdkunde, Geschichte und Zeichnen in Quinta und Quarta, bedacht war. Das Höchste war Griechisch in Obertertia. Im wesentlichen also ein Stundenplan, wie man ihn auch einem jungen Anfänger zumutet.

Ich erklärte dem Herrn Oberlehrer Siegel, der mir dieses pädagogische Todesurteil einhändigte, sofort, daß ich nach diesem Stundenplan unter keinen Umständen unterrichten und mich deshalb und wegen der ungewöhnlichen Form der Mitteilung an zuständiger Stelle beschweren würde.

Das führte zu Unterhandlungen mit dem Justitiar des Königlich preußischen Schulkollegiums, Herrn Regierungsrat Zacher, diese führten wieder zunächst zu meinem Urlaubs- und dann zu meinem Entlassungsgesuch.

XII.

Redefreiheit.

Letzten Anlaß zu dieser Strafmaßnahme mag folgender Vorfall gegeben haben:

Am 5. Februar 1906 fand eine Protestversammlung des freisinnigen Wahlvereins in Steglitz gegen den neuen Volksschulgesetzentwurf statt, wobei der Abg. Kopsch die Hauptrede hielt, dann als vierter Sprecher in der Debatte auch ich meine Meinung kurz gegen diese Vorlage abgab. Ich nahm daran teil, obschon ich annehmen konnte, daß mir sogar diese Ausübung meiner staatsbürgerlichen Rechte als ein Verstoß gegen die geheimrätliche Verwarnung gedeutet werden könnte. Ich ließ es darauf ankommen.

Der Steglitzer Anzeiger vom 5. Februar 1906 berichtet über meine Ausführungen in einer mir feindlich gestimmten, sehr ungeschickten und nach späterem schriftlichen Zugeständnis des Verfassers Herrn Simonsohn nicht wortgetreuen Notiz:

„Es sprach dann Professor Gurlitt, der ganz wirksam blieb (so!), aber auch mehr in die Breite als in die Tiefe ging (NB. bei fünf Minuten Zeit). U. a. meinte er, es sei töricht, drei Millionen deutscher Reichswähler (Sozialisten) als „Reichsfeinde" zu bezeichnen. Wenn das deutsche Volk an die Pfaffen ausgeliefert werden soll, dann: Punktum, Schluß! Die Volksschullehrer seien klüger als die Pfaffen, welche sie beaufsichtigen sollten. Schon darum müsse der Entwurf ausgerottet werden. Er habe bei seinen Kollegen hier, auch anderwärts, nicht mehr viel zu verlieren. Darum stehe er nicht an, zu sagen, daß die Kollegen von den Gymnasien auch in dieser Beziehung sich sehr kurzsichtig zeigten. Wer wisse, was Ihnen morgen drohe, wenn heute der Volksschule so mitgespielt werde? Jedenfalls hätten die Volksschullehrer diese Sache in der Hand. Sie sollten dahin wirken, daß der Wisch dahin komme, wohin er gehöre."

Diese Notiz wurde von einer Staats- und Kirchensäule dem Kgl. Provinzialschulkollegium zugestellt.[1]) Was darauf erfolgte, enthalten meine nachstehenden Akten. Ich schrieb 17 Tage nach der Protestversammlung:

An das Kgl. Provinzialschulkollegium zu Berlin.

Steglitz, den 22. Februar 1906.

Das Kgl. Provinzialschulkollegium hat durch Vermittlung des Herrn Direktor Dr. Lück an mich die Aufforderung gerichtet, einen „sehr genauen" Bericht über den Wortlaut einzureichen, den meine in der Debatte anfangs dieses Monats in einer öffentlichen Versammlung der Fortschrittspartei zu Steglitz gegebenen Ausführungen gehabt haben.

Bei dem Bemühen, dieser Forderung zu entsprechen, stellt sich zu meinem Bedauern heraus, daß ich den Wortlaut meiner unvorbereitet und frei gesprochenen Worte nach mehr als 14 Tagen aus dem Gedächtnisse verläßlich wiederzugeben nicht vermag.

Ich habe, um meinem Gedächtnisse zu Hilfe zu kommen, mich an mehrere Bürger von Steglitz, die der Versammlung beigewohnt haben, mit der Bitte gewandt, mir bei Feststellung des Wortlautes behilflich zu sein. Es sind unter anderen die Herren Generalsekretär Friedrich Fischer, Arndtstr. 35, Vereid.

---

[1]) Auch eines Vortrags wegen, den ich in Weimar über „Erziehung zur Wahrhaftigkeit" hielt, mußte ich mich auf dem Kgl. Provinzialschulkollegium rechtfertigen, da der fromme „Reichsbote" mich in einem Leitartikel als Ketzer bekämpft hatte. Der Artikel „Radikalismus" schloß mit den Worten: „Gott bewahre die deutsche Jugend vor solchen Erziehern!" Das war natürlich an maßgebende Stelle eingeschickt worden.

Direktor und Kursmakler Franz Ruge, Albrechtstr. 30, Simonsohn, Redakteur des Steglitzer Anzeigers, Kielerstr. 7.

Genannte Herren haben erklärt, daß sie sich nicht getrauen, diese Aufgabe mit voller Verantwortung zu übernehmen. Wohl aber erboten sie sich freiwillig, als Zeugen zu bekennen, daß sie in meinen Ausführungen, die von lebhaftem Beifall begleitet waren und ohne jeden Widerspruch blieben, den Eindruck einer gut patriotischen Gesinnung empfangen hätten. Insbesondere ermächtigt mich Herr Fischer, mitzuteilen, daß er als Vorsitzender den Lauf der Verhandlungen gewissenhaft überwacht habe, und daß ihm an meinen Worten nichts aufgefallen sei, was ihn zu einem Einspruch oder auch nur zu irgendwelchen Bedenken hätte veranlassen können."

Herr Direktor Lück gab sich mit dieser Erklärung nicht zufrieden: Er müsse darauf bestehen, daß der Anforderung der vorgesetzten Behörde genügt werde, wenn auch nur dem Sinne nach meine Gedanken wiedergegeben würden. Ich zweifelte an der rechtlichen Grundlage dieses Ansinnens.

Auf Anfrage erhielt ich folgende Rechtsbelehrung von seiten des Herrn Justizrates Dr. W. Loewenfeld, meinem Rechtsbeistande:

Sehr geehrter Herr Professor!

Auf Ihre am 23. d. an mich gerichtete Anfrage, ob Sie verpflichtet seien, die in einer öffentlichen Versammlung in einer Debatte gemachten Ausführungen, an deren Wortlaut Sie sich nicht mehr erinnern, in einem den Gedankengang und Inhalt allgemein wiedergebenden Bericht niederzulegen, erwidere ich ergebenst, daß meines Erachtens ein solches Verlangen sich weder mit den bestehenden Gesetzen noch mit der Billigkeit vereinigen läßt.

Zunächst ist es ein allgemeiner Rechtsgrundsatz, daß derjenige, gegen den ein Verfahren anhängig gemacht werden soll, zwar berechtigt ist, Erklärungen zu seiner Rechtfertigung abzugeben, aber nicht dazu gezwungen werden kann.

Dieser Grundsatz muß auch für ein Disziplinarverfahren, sofern ein solches als überhaupt vorliegend in Frage kommen kann, Anwendung finden.

Außerdem aber erscheint es im höchsten Maße unbillig, dadurch das Material zu einem Vorgehen gegen Sie gewinnen zu wollen, daß man Sie zwingt, nachträglich aus der Erinnerung die von Ihnen gemachten Darlegungen niederzulegen, trotzdem Sie begreiflicherweise für Form und Inhalt in keiner Weise einstehen können.

Mir scheint es ein Gebot der Billigkeit, daß eine Behörde, die Sie zur Verantwortung ziehen will, Ihnen die von ihr beanstandeten Wendungen zur Äußerung vorlegt.

Ich glaube deshalb, daß das an Sie gestellte Verlangen auf einem Mißverständnis der Verfügung des Kgl. Provinzialschulkollegiums beruht und möchte glauben, daß letzteres jenes Verlangen in keiner Weise billigt.

Mit vorzüglicher Hochachtung

gez. Justizrat W. Loewenfeld.

Ich reichte nun folgende Erklärung ein:

An das Provinzialschulkollegium zu Berlin.

Steglitz, den 25. Februar 1906.

Unter Berufung auf meine am 22. d. M. Herrn Direktor Dr. Lück übersandte Eingabe teile ich hierdurch mit, daß sich Herr Direktor Lück mit den darin gegebenen Aufschlüssen nicht für befriedigt erklärt und am 22. d. M. an mich die Aufforderung gerichtet hat, wenn auch nicht den Wortlaut, so doch nach bestem Wissen den Gedankengang und Gedankeninhalt meiner in Frage stehenden Ausführungen in einem Bericht niederzulegen.

Ich hatte eine wortgetreue Wiedergabe meiner Ausführungen einzureichen deshalb abgelehnt, weil Herr Direktor Dr. Lück mir zweimal eindringlich erklärt hatte, es lägen über meine Ausführungen von anderer Seite genaue Berichte vor, abgesehen von der mir damals unbekannten Zeitungsnotiz im Steglitzer Anzeiger, er müsse deshalb bitten, sehr genau und gewissenhaft den Wortlaut meiner Ausführungen wiederzugeben.

Nach dieser Erklärung mußte ich annehmen, daß genaue, vielleicht sogar stenographische Aufzeichnungen über meine Worte vorlägen und deshalb fürchten, selbst bei gewissenhaftester Niederschrift meiner eignen Erinnerungen mit jenen Aufzeichnungen in Widerspruch zu geraten.

Das war der Grund, weshalb ich mich zunächst, um dem Wunsche der Behörde nachkommen zu können, an diejenigen Ohrenzeugen wandte, die ich in meiner oben bezeichneten Eingabe als Zeugen aufgeführt habe.

Der Verfasser der Zeitungsnotiz, der Redakteur des Steglitzer Anzeigers, erklärte mir, daß er für den Wortlaut seiner Notiz nicht aufkommen könne, und bot sich selbst als Zeuge dafür an, daß ich Unangemessenes nicht gesagt hätte und daß er dafür gerne Zeugnis ablege, obwohl er mir sonst (wie es tatsächlich ist) in seiner Zeitung „feindlich gegenüberstehe“. Da auch keiner der anderen Ohrenzeugen sich getraute, den Wortlaut meiner Ausführungen wiederzugeben, so war es nicht Ungehorsam, sondern Unfähigkeit, was mich von einem genau sachlichen Bericht abzusehen nötigte.

Daß ich mit gutem Grunde mit der Wiedergabe meiner Worte zurückhaltend und vorsichtig war, zeigt nachfolgender, für mich überaus kränkender Vorgang:

Auf eine Interpellation mehrerer Herren unseres Kollegiums, die sich auf einige eng begrenzte, von mir ebenfalls in jener Versammlung gemachten Bemerkungen bezog, hatte ich geantwortet, ich sei von der Richtigkeit dieser meiner Bemerkungen nach wie vor überzeugt und bereit, sie auf Wunsch in acht Tagen dem großen Publikum gedruckt vorzulegen. Der Inhalt dieser meinem Gefühl

nach vertraulichen Mitteilung wurde dem Herrn Direktor Dr. Lück bekannt und veranlaßte ihn, am nächsten Tage in dienstlicher Form in seinem Amtszimmer ein Verhör mit mir und den beteiligten drei Herren des Kollegiums vorzunehmen, um festzustellen, ob ich mich etwa durch meine den Herren Kollegen gegenüber gemachten Äußerungen in Widerspruch zu meinen in oben bezeichneter dienstlicher Eingabe abgegebenen Erklärungen gesetzt hätte.

Es gelang mir sofort, den Sachverhalt richtig zu stellen; es handelte sich auch hier um den Gegensatz zwischen wörtlicher und nur sinngemäßer Wiedergabe meiner Ausführungen.

Nachdem Herr Direktor Dr. Lück meinen Bericht vom 22. ds. empfangen hatte, teilte er mir nunmehr in beschwichtigendem Tone mit, es lägen keine schriftlichen Berichte über meine Rede vor, ich hätte irrtümlich mich als Beklagten betrachtet, der Behörde wäre nur jene Zeitungsnotiz bekannt, die er mir jetzt zur Einsicht vorlegte, wenn ich den Wortlaut meiner Ausführungen nicht mehr wüßte, so müsse er trotzdem doch darauf bestehen, daß ich, dem Verlangen der Behörde nach besten Kräften entsprechend, wenn auch nur im allgemeinen den Sinn und Gedankengang meiner Ausführungen wiedergäbe.

Ich erklärte mich bereit, dieser Aufforderung bis zum Montag, den 26. d. M., nachzukommen. Nachdem ich aber mit meinem Rechtsbeistand, dessen Auskunft ich mir beizufügen erlaube, Rücksprache genommen habe, hege ich Zweifel, ob ich gesetzlich verpflichtet bin, der von Herrn Direktor Dr. Lück an mich gestellten Forderung zu entsprechen.

Ich bitte deshalb zunächst die Anfrage an das Kgl. Provinzialschulkollegium richten zu dürfen, ob das von Herrn Direktor Dr. Lück an mich gestellte Verlangen dem Wunsche des Kgl. Provinzialschulkollegiums entspricht und ob ich einen lediglich den Gedankengang und =inhalt meiner Ausführungen enthaltenden Bericht einreichen soll.

Das Königliche Provinzialschulkollegium lud mich darauf für den 22. März zu einer Vernehmung vor. Der Justitiar, Herr Regierungsrat Zacher, beanstandete nur das eine Wort meiner Ausführungen, daß ich den Gesetzentwurf einen „Wisch" genannt hatte. Als ich erklärte, daß ich auf diesen Ausdruck kein Gewicht lege, war die Sache erledigt.

Aber nicht nur der Behörde, auch vor dem Lehrerkollegium in Steglitz sollte ich mich, wie schon erwähnt, wegen meiner Worte, die ich in später Nachtstunde improvisierend gesprochen hatte, rechtfertigen. Von etwa zehntägigem Darm= und Nervenleiden einigermaßen genesen, wurde ich in einer Pause von dem mir sonst stets freundlich gesinnten Herrn Professor Spindler, ferner von den Herren Dr. Pralle und Gorgas in ein eigenes

Zimmerchen gerufen und aufgefordert, einige dort gemachte Äußerungen zurückzunehmen, da sich das Kollegium dadurch beleidigt fühle. Ich erklärte, nichts zurücknehmen zu können. Die Absicht einer Beleidigung habe mir fern gelegen. Ich hätte etwa — den Wortlaut könne ich nicht verbürgen — folgendes gesagt: „Mir tut leid, daß meine Kollegen von den höheren Schulen bei dem Kampfe gegen diese Gesetzesvorlagen so schwach vertreten sind. Daran ist wohl eine bedauerliche Überhebung vieler akademisch Gebildeter über die Volksschullehrer schuld. Ich selbst fühle mich nicht über, sondern neben die Herren der Volksschule gestellt, die heute den idealsten Stand in Deutschland bilden. Diese Worte wird man mir in meinen engeren Kreisen vielleicht übelnehmen. Mich hat aber meine Schriftstellerei schon so sehr um die Liebe dieser Herren gebracht, ‚daß mir zu tun fast nichts mehr übrig bleibt'." Meine Ausführungen blieben in der Versammlung selbst völlig unbeanstandet. Keiner der anwesenden „höheren" Lehrer sprach an jenem Abend öffentlich dagegen und nun sollte ich etwa 14 Tage später vor Männern, die sie nur aus Berichten kannten, jener Worte wegen Abbitte tun? Und wofür? Ist denn nicht richtig, was ich gesagt habe? Pfeifen es nicht schon die Spatzen von den Dächern? Herr Dr. Pralle aber donnerte mich an: „Ich halte den Oberlehrerstand für den idealsten!" — „Halten Sie doch," so antwortete ich ihm, „den Stand der Töpfer für den idealsten! Ich werde es Ihnen nicht wehren." — Darauf jener: „Man kann nicht überall sein! Wir lassen uns daraus keinen Vorwurf machen, daß wir die Protestkundgebung gegen die Schulvorlage nicht mit besucht haben. Aber auch wir haben Sinn und Herz für die Volksschule." — „Durch die Tat beweisen Sie das aber nicht! Sie kennen nicht einmal die Zeitschriften der Volksschullehrer. Unser Gymnasium hält keine einzige ihrer so bedeutenden Zeitschriften, nicht den ‚Säemann', nicht die ‚Neuen Bahnen', nicht den ‚Volkserzieher' und die Blätter der Berliner Lehrerschaft." — „Ja, lesen Sie sie denn etwa?" — „Jawohl, das tue ich und schreibe auch für diese Blätter. Sagten aber Sie nicht jüngst zu mir: ‚Na ja, füttern Sie nur den Dünkel der Kerle noch gehörig'?" — „Allerdings, das habe ich gesagt."

Herr Oberlehrer G o r g a s teilte mir mit, daß ein ihm befreundeter Teilnehmer jener politischen Versammlung als Ohrenzeuge meiner Ausführungen gesagt habe, ich hätte Beleidigungen gegen den höheren Lehrerstand vorgetragen. „Warum", so fragte ich, „ist er denn nicht in der Versammlung selbst sofort aufgestanden, um meine Bemerkungen zu tadeln und richtig zu stellen?" — „Es ist eben nicht jedem eine gleiche Redegewandtheit gegeben wie Ihnen. Er hat sich in der öffentlichen Versammlung mit seinen Bedenken wohl nicht hervorgetraut." — „Das ist aber doch ein trauriges Zugeständnis! Wenn deutsche Männer zusammenkommen, um über die ernstesten deutschen Kulturfragen zu beraten, dann darf man doch wohl verlangen, daß ein jeder auch offen und mannhaft seine Überzeugung vortrage. Ich finde es unmännlich, daß einer dabei schweigend vermeintliche Kränkungen eines Standes hinnimmt, dann aber wie ein Schulbube zum Herrn Lehrer läuft und den Redner bei ihm anklagt. Ich fürchte diese Angeberei nicht, aber Schimpf und Schande über unser armes Vaterland, das von solchen Männern vertreten wird! Was soll das für eine Zukunft geben?" So etwa — für wortgetreue Wiedergabe kann ich mich natürlich jetzt nach einem Jahre nicht verbürgen — verlief die heftige Aussprache.

Dieser wohl vorbereitete Überfall zwischen zwei Schulstunden erregte mich so, daß ich die folgende Stunde zu geben unfähig war. Der Direktor entließ mich höhnisch lächelnd: „Weshalb erregen Sie sich immer so?" Ich antwortete ihm: „Weshalb duldeten Sie, daß mich jene Herren während der Dienstzeit überfallen haben?" — Tags darauf dann jenes kränkende Verhör vor dem Direktor, als wenn ich ein Verbrecher wäre.

Nachträglich erst erfuhr ich gerüchtweise, daß man sich während meiner Krankheit in einer eigenen Konferenz mit dieser Frage beschäftigt hatte, auch damit, wie oder ob man mich zur Abbitte veranlassen sollte, hörte, daß sogar der Antrag gestellt und beraten worden sei, im Falle meiner Weigerung den gesellschaftlichen Verkehr mit mir abzubrechen. (Ganz gesetzwidrig!) Nur e i n Herr habe erklärt, er lasse sich durch Konferenzbeschluß seinen gesellschaftlichen Umgang nicht vorschreiben.

Für diese letzten Angaben kann ich aber eine Gewähr nicht leisten. Soviel nur scheint mir sicher, daß der Direktor von diesem Überfall im voraus wußte, ihn billigte und sich über den Erfolg Bericht erstatten ließ.

Da ich keine Abbitte geleistet habe, so schnitten mich von da ab mehrere Herren. „Auch recht," dachte ich mir, „wir kriechen niemand nach."

Ich nehme an, daß es dieser nichtige Vorfall gewesen ist, der zu der dienstlichen Meldung Anlaß gab, daß ich mich mit den andern Herren des Kollegiums nicht stellen könnte, obgleich ich schon wenige Tage darauf mit der Mehrzahl von ihnen wieder dienstlich ruhigen Verkehr hatte. „Unerquicklich" und schwül war ja die Stimmung in letzter Zeit. Aber trug etwa ich allein die Schuld daran? Und sind solche Zustände denn gar nicht zu überwinden? Dergleichen kommt doch überall vor und muß ertragen werden. Ich wüßte auch nicht, daß jemals einer der Herren über mein Verhalten dienstliche Beschwerde geführt hätte. Woher stammt also die Kenntnis der hohen Behörde? Wer verbürgte sich für ihre sachliche Richtigkeit?

XIII.

Bitte um Rechtsschutz.

An den Minister der geistlichen, Unterrichts- und Medizinangelegenheiten, Herrn Studt, Exzellenz.

Ew. Exzellenz

beehre ich mich, in einer Angelegenheit um Schutz zu bitten, die mich in meiner Eigenschaft als Beamten, als Jugenderzieher und als deutschen Mann aufs empfindlichste berührt.

Es handelt sich um dienstliche gegen mich getroffene Maßnahmen, die sich auf ein mir unzugängiges Beschwerdematerial stützen.

Kurz vor Ostern 1905 hatten die Schüler meiner Ordinariatsklasse O. II O. des Gymnasiums zu Steglitz ihren Mitschüler, Sohn des Geh. Regierungsrates —, in die Acht erklärt. Der durch den Schüler F. verschuldete Verdacht, daß ich mit meiner Person in den ganzen Handel verwickelt sei, erwies

sich, wie das Protokoll der Lehrerkonferenz feststellt, als völlig grundlos.[1]) Bei dem Verhör aber, dem mich Herr Direktor Lück in dieser Angelegenheit unterwarf, teilte er mir unter dem Gebot der Amtsverschwiegenheit mit, daß Herr Geh. Regierungsrat — sich ihm erboten habe, amtliches Beschwerdematerial gegen mich einzureichen.[2]) Der Inhalt dieser Beschwerden wurde mir nicht bekanntgegeben. Ich erklärte, daß ich der zu erwartenden Beschwerde mit Ruhe entgegensähe. Die amtliche Anzeige scheint aber unterblieben zu sein.

In einer dienstlichen Unterhandlung, die wieder ihren Anlaß in einer aus dem Publikum stammenden Anzeige hatte, worüber die von mir dem Kgl. Provinzialschulkollegium eingereichten Akten vom 20. bis 26. Februar 1906 Aufschluß geben (s. oben S. 67), teilte mir Herr Direktor Dr. Lück wiederum mit, „daß gegen mich viele Beschwerden von seiten der Eltern meiner Schüler vorlägen", erklärte mir aber, als ich ihn um Angabe der Urheber und des Inhaltes der Beschwerden bat, daß er zu einer solchen Auskunft nicht verpflichtet wäre. Das geschah am 25. Februar 1906.

Im November vorigen Jahres sagte mir damit übereinstimmend Herr Geh. Regierungsrat Dr. Genz im Anschluß an eine mehrstündige Revision meines Unterrichtes und im Beisein des Herrn Direktor Dr. Lück:

„Herr Professor, ich warne Sie, Dinge in den Unterricht mit hineinzutragen, die nicht hineingehören! Es liegen bei uns viele Beschwerden von seiten der Eltern gegen Sie vor, in denen dieser Vorwurf erhoben wird."

Auf meine Frage, welchen Inhaltes meine beanstandeten Äußerungen gewesen seien, erhielt ich keine Aufklärung, worauf ich sagte, daß ich Beschwerden nicht abstellen könnte, wenn ich nicht einmal wüßte, auf welchem Gebiete sie lägen. Darauf sagte Herr Geheimer Regierungsrat Dr. Genz: „Besinnen Sie sich, Herr Professor, besinnen Sie sich!" Ich erwiderte, ich könne mich nicht besinnen, Ungehöriges vor der Klasse gesagt zu haben. Darauf die Frage: „Sind Ihnen selbst dergleichen Klagen von seiten der Eltern nie zugegangen?" Worauf ich der Wahrheit gemäß antworten konnte: „Nein, niemals in 25 jähriger Dienstätigkeit, wohl aber vielfache Anerkennung und Dank von Eltern und Schülern weit über die Schulzeit hinaus."

Herr Geheimer Regierungsrat Dr. Genz schloß diese Unterhandlung, die mir keine Aufklärung über Urheber und Inhalt der Beschwerden gab, mit den Worten: „Ich warne Sie, Herr Professor, ich warne Sie!" — Dieses in eindringlichstem Tone und mit drohend erhobenem Finger.

---

[1]) Die Schüler meiner Klasse kamen erregt zu mir und erklärten, die ganze Klasse wäre empört, daß mein Name mit diesem Handel in Zusammenhang gebracht würde, sie könnten mich auf Ehre und Gewissen versichern, daß er von ihnen nicht einmal genannt sei. Wäre mein Name in dem Protokoll auch nur einmal vorgekommen, so würde ich es durch eine Gegenerklärung entwertet haben: Mein Name blieb ungenannt!

[2]) Dabei hatte F. das ganze Jahr mir gegenüber nie ein Wort der Klage gehabt und mit mir Beziehung aufrecht erhalten.

Mit gleichen Worten und Gebärden warnte er mich davor, die durch das Ministerium und die Lehrinstruktionen gegebenen Vorschriften zu verletzen.

Auch hierauf konnte ich nur erwidern, daß ich mir nicht bewußt sei, mich jemals einer solchen Überschreitung schuldig gemacht zu haben, auch wurde mir eine solche nicht namhaft gemacht.

Zu der an erster Stelle besprochenen Verwarnung habe ich zu bemerken:

Selbstverständlich bringe ich so manches in den Unterricht hinein, wovon in den Lehrinstruktionen nicht ausdrücklich die Rede ist. Gerade dadurch glaube ich meinem Berufe gerecht zu werden und einen wahrhaft erziehlichen Einfluß auf meine Schüler zu gewinnen. Soll ich wegen Verfehlungen, die ich etwa in dieser Richtung begangen habe, zur Verantwortung gezogen werden, so müssen mir doch zunächst die Fälle genannt werden, in denen ich die zulässige Grenze eines solchen von den Behörden selbst empfohlenen vertraulichen Verkehrs mit den Schülern überschritten habe.

Jedem Angeklagten wird mitgeteilt, wessen man ihn beschuldigt. Jeder Angeklagte hat das Recht der Verteidigung. Jeder Angeklagte wird seinem Kläger gegenübergestellt. Ich kann mir nicht denken, daß einem preußischen Beamten diese Rechtswohltat vorenthalten werden soll.

Meine Berufsfreudigkeit, meine Unbefangenheit vor meinen Schülern, vor allem aber meine Ehre leidet darunter, wenn mir unter dunklen Anspielungen auf eine mir unbewußte Schuld amtliche Vorwürfe gemacht und Verwarnungen erteilt werden.

Man wird die Möglichkeit doch offen lassen müssen, daß solche vielleicht auf Schüleraussagen beruhenden ungeprüften Anschuldigungen bewußt oder unbewußt entstellt sein können. Diese Gefahr liegt für mich um so näher, als ich mit meinen literarisch verfochtenen pädagogischen Grundsätzen mitten in dem Kampfe der Meinungen stehe und mir vielfache Gegnerschaft zugezogen habe, die sich auch in meinem außerdienstlichen Leben wiederholt in versteckten Anfeindungen geäußert hat.

Ew. Exzellenz werden es wohl gerechtfertigt finden, wenn ich zur Wahrung meiner persönlichen und meiner Amtsehre um eine ordnungsmäßige Untersuchung und um Aufklärung der gegen mich erhobenen Beschwerden gehorsamst bitte.

gez. Prof. Dr. Ludwig Gurlitt, Oberlehrer.

Steglitz, den 20. März 1906.

Eine Antwort auf diesen Brief, den ich eingeschrieben an den Herrn Minister schickte und von dem der Herr Direktor eine Abschrift, ebenfalls eingeschrieben, zu gefälliger Kenntnisnahme erhielt, ist nicht erfolgt, nicht einmal eine Empfangsbescheinigung, obgleich seitdem mehr als ein Jahr verstrichen ist.

Offene Aussprache.

Am 22. März 1906 war ich zu einer Vernehmung vor den Justitiar, Herrn Regierungsrat Zacher, geladen.

Nachdem mir Herr Regierungsrat Zacher, den ich im Leben noch nie gesehen, einen Stuhl geboten hatte, richtete er die Frage an mich: „Sagen Sie, Herr Professor, warum lassen Sie sich eigentlich nicht pensionieren?“

Darauf entwickelte sich folgendes Gespräch, das ich aus dem Gedächtnis aufzeichne.

„Wie kommen Sie dazu, Herr Regierungsrat, diese Frage an mich zu richten? Liegen Beschwerden gegen mich vor?“

„Nein, durchaus nicht. Ich habe nur aus Ihren hier vorliegenden Akten den Eindruck gewonnen, daß Sie nicht gern Lehrer sind.“

„Also geht dieser Gedanke nicht vom Provinzialschulkollegium aus?“

„Nein, durchaus nicht. Es ist meine persönliche, rein private Äußerung, und ich muß Sie dringend bitten, sie auch als solche zu behandeln.“

„Es müssen aber doch in meinen Akten Angaben stehen, die Ihnen einen solchen Gedanken nahe legten?“

„Nun, Sie sind doch ungern Lehrer; das geben Sie gewiß zu?“

„Keineswegs. Ich bin gerne Lehrer und habe zu meinen Schülern stets das angenehmste Verhältnis. Auch fördere ich sie, glaube ich, ganz gut.“

„Ja, darüber ist auch keine Klage laut geworden.“ —

„Meine Versetzungsergebnisse sind mehr als normal.“

„Das bestreitet niemand.“

„Disziplinarfälle kommen bei mir so gut wie gar nicht vor —.“

„Das ist gewiß empfehlend für Ihre Tätigkeit —.“

„Weshalb also Ihre Frage nach Pensionierung, Herr Regierungsrat?“

„Ich nehme an, daß Sie als Schriftsteller von Ruf größere Befriedigung bei rein literarischer Arbeit finden würden. Im Dienste reiben Sie sich ja auf. Sie gehen dabei zugrunde.“

„Jawohl! Das stimmt, aber zum Aufreiben haben wir Männer unser Leben. Meine Art ist es nicht, meinen Platz kampflos zu räumen.“

„Haben Sie Ihren Vorgesetzten denn etwas vorzuwerfen?“

„Jawohl, sie verfolgen mich mit Mißtrauen, quälen mich durch unwürdige Überwachung und Gängelung.“

„Beide Herren sind aber allgemein als sachlich und wohlwollend bekannt.“

„Sie mögen wohlwollend gegen die Lehrer sein, die sich ihnen bedingungslos unterordnen. Mich verfolgen sie mit Mißgunst, weil ich mir erlaube, eigenen pädagogischen Überzeugungen zu folgen und diese öffentlich in Schrift und Rede zu vertreten.“

„Was verlangen Sie von Ihren Vorgesetzten?“

„Daß sie mich in Ruhe arbeiten lassen und mit gleichem Maße messen, wie meine Amtsgenossen, zumal wie meine Altersgenossen. Ich bin der ewigen Beunruhigungen und Aufregungen müde, bin mit meinen Nerven herunter und deshalb auch wohl zu reizbar.“

„Ist es da nicht besser, Herr Professor, daß Sie den Aufregungen ausweichen und sich pensionieren ließen?“

„Mit welchem Rechtsgrund sollte das denn geschehen?“

„Sie brauchen nur ein ärztliches Attest beizubringen. Sie haben doch schon wiederholt wegen Erkrankungen monatelang fehlen müssen.“

„Ja, aber man gewähre mir Urlaub und vor allem Schonung, dann werde ich schon wieder gesund werden. Ich brauche nur Schonung und Ruhe. Kein Arzt hat bisher meinen Zustand als unheilbar bezeichnet.“

„Wenn Sie sich pensionieren ließen, geschähe es mit allen Ehren und Würden.“

„Ich will doch nicht der fortgejagte Schulmeister sein.“

„Davon kann ja gar keine Rede sein. Sie gehen aus freiem Entschluß mit allen Ehren, wie gesagt, und mit der Ihnen gesetzlich zustehenden Pension.“

„Noch eins! Ehe ich überhaupt an ein Ausscheiden denken könnte, müßte ich die Entscheidung eines Schreibens abwarten, das

ich vor etwa einem Monat an den Herrn Minister Studt eingereicht habe. Wie steht es damit?" —

(Schweigen.)

„Ich möchte nicht, daß einer etwa mir vorwerfen könnte, ich wäre einem von mir selbst beantragten Disziplinarverfahren ausgewichen. Das würde aussehen, als hätte ich eine Prüfung meiner Amtstätigkeit zu fürchten. Ich wünsche dem Lehrerkollegium und meinen Vorgesetzten gegenüber gerechtfertigt zu sein."

„Sie leben mit Ihrem Kollegium in Unfrieden."

„Wer Ihnen das berichtet hat, der hat Ihnen nur zum Teil Wahres berichtet. Ich lebe mit mehreren meiner Kollegen seit z. T. 10—20 Jahren in einem nie getrübten Einvernehmen. Aber es hat sich um den Direktor und gegen mich eine Clique gebildet, die mich wegen meiner Schriftstellerei anfeindet. Diese abzuweisen ist mein Recht und meine Pflicht. Feindschaft hat mit mir nur wer sie sucht."

„Sie schreiben aber doch auch eine sehr scharfe Feder."

„Gewiß! Aber ich wende mich gegen Einrichtungen, nicht gegen Personen. Auch werde ich unausgesetzt gereizt. Ich werde vielleicht noch ganz andere Töne anschlagen müssen."

„Na, na, Herr Professor! Seien Sie lieber etwas vorsichtiger."

„Immer hört man jetzt in Deutschland die gleiche Mahnung: ‚Vorsicht, Vorsicht!' Wann wird mir einer wohl den Rat erteilen: Seien Sie tapfer und mannhaft?"

„Sie schaden sich aber selbst und reiben sich auf."

„Ja, aber für eine gute Sache, Herr Regierungsrat, für meine Überzeugung. Dazu erhebt und stärkt mich der freudige Zuspruch vieler wackerer deutscher Männer und Frauen."

„Sie sehen aber doch ein, daß der jetzige Zustand unhaltbar ist. Mit diesem Direktor können Sie doch nicht wieder zusammen wirken?"

„Zugegeben! Aber weshalb muß ich denn weichen? Ich allein den Schaden tragen? Bin ich denn allein daran schuld? Weshalb denkt man nicht an meine Versetzung? Ich würde

z. B. gern an die Steglitzer Oberrealschule gehen, überall hin, nur weg von diesem Direktor."

„Sie selbst sind auch nicht schuldlos. Es sind gewiß auf beiden Seiten Fehler gemacht worden."

„Nun also, auf beiden Seiten!"

„Sie sollen wiederholt unzureichend vorbereitet gewesen sein."

„Wenn man in wenigen Monaten etwa neunmal bei anderen Herren so streng revidieren wollte, so würde man auch dort Lücken in der Vorbereitung finden. Ehe der Schulrat meine Klassen betrat, wußte er vielleicht schon, was er finden sollte. Das ging aus seinen einleitenden Worten hervor. Er hat mich geistig bis zur Erschöpfung gequält und doch nichts Greifbares gegen mich zutage gefördert. Weshalb bestraft er mich denn nicht? Er hat ja doch eine ganze Skala von Zuchtmitteln gegen faule Lehrer zur Verfügung. Er wende sie gegen mich an, wenn er sich dazu berechtigt oder gar verpflichtet glaubt!"

„Ernstes liegt ja, wie gesagt, gegen Sie nicht vor."

„Und doch soll und muß ich das Feld räumen? Weil ich dem Direktor unbequem bin? Sonderbar! Wo bleibt da der berühmte Schutz des preußischen Beamten?"

„Sie sollen übrigens auch vor der Tertia gesagt haben, die Jungen müßten sich zu Individualitäten (oder Persönlichkeiten?) entwickeln. Ich möchte Sie bitten, das doch lieber zu unterlassen." — (Ach so!? Deshalb die Vermahnung? Das war es wohl, worauf ich mich besinnen sollte, weshalb mir mit drohendem Finger Unheil angekündigt wurde. Jetzt verstehe ich!) —

„Ich gebe zu, das gesagt zu haben, sogar öfters gesagt zu haben. Nach meiner auch öffentlich vertretenen Überzeugung[1]) steht die Erziehung zur Persönlichkeit im Mittelpunkte alles Erziehens."

„Ganz recht, aber vor Tertianer gehört das nicht, sondern eher vor Primaner oder Studenten."

„Das kann ich nicht zugeben. Ich sage es meinen kleinen

---

[1]) Vgl.: Pflege und Entwicklung der Persönlichkeit. Leipzig, R. Voigtländer. Pr. 0,80 Mk.

Kindern schon, daß sie sich zu freien, selbstdenkenden und eigenartigen Männern entwickeln und dahin schon von klein auf streben müßten. Das wäre das Ziel ihres Lebens. Und das verstehen sie sehr gut."

„Wenn ich Sie aber freundlich bitte, Herr Professor, es vor der Klasse nicht zu sagen?"

„Dann will ich Ihnen, Herr Regierungsrat, nach besten Kräften gehorsam sein. Ich kann aber nicht gut dafür sagen, daß nicht meine Überzeugung doch wieder einmal mit mir durchgehe. — Liegen sonst noch Bedenken oder Wünsche vor?"

„Sie haben auch gegen Ihre vorgesetzte Behörde polemisiert."

„Nur sachlich und in legaler Form. Ich bin öffentlich in Schrift und Rede gegen die neue Gesetzesvorlage die Volksschulen betreffend vorgegangen, die unsere deutsche Volksschule den Kirchen ausliefert. Ich habe, wohl als einziger deutscher Oberlehrer, einen öffentlichen Protest dagegen in Wilhelm Schwaners ‚Volkserzieher' erlassen. Ich glaube nicht, daß mir das zur Unehre gereichen wird, und trage dafür gerne die Verantwortung und ihre Folgen.

(Lächelnd.) „Sie kennen aber doch das Wort vom Amt und keiner Meinung, Herr Professor?"

„Ja, und verabscheue es! Ich habe viel Meinung und bin nicht gewillt, das mir verfassungsmäßig zustehende Recht der freien Meinungsäußerung von irgend jemandem mir wehren oder beschränken zu lassen."

„Das will ja auch niemand. Sie müssen aber doch Ihre Behörde mit der gebürlichen Achtung behandeln."

„Verstoße ich dagegen, so bestrafe man mich nach dem Gesetze! Glauben Sie aber doch ja nicht, Herr Regierungsrat, daß ich sanfter schreiben werde, wenn ich außer Amtes bin."

„Nun, Sie werden dann erst wieder zur inneren Ruhe kommen und demgemäß auch ruhiger schreiben.

Sie sollen sehen, Sie werden mir für meinen Rat noch danken."

„Ich zweifle nicht, sehr geehrter Herr Regierungsrat, an Ihrem persönlichen Wohlwollen und danke Ihnen dafür. Ich

habe aber keinen Grund, jetzt schon den Dienst aufzugeben."

„Nicht Wohlwollen, Herr Professor, sondern Gerechtigkeit! Auf Wohlwollen werden Sie gar keinen Anspruch machen. Sie sind hier nicht Angeklagter, sondern Partei. Ich habe als Richter die Aufgabe, Sie zu hören, in Ihrer Seele zu lesen und Sie zu verstehen."

„Trotzdem gestatten Sie mir die Bemerkung, daß ich den Eindruck des Wohlwollens gewonnen habe. Sie haben mir Gehör geschenkt, mich ruhig aussprechen lassen. Eine solche sachliche Behandlung sind wir Lehrer leider nicht gewohnt, zumal Herr Schulrat Genz hat mit mir nicht als ruhiger Richter, sondern als zürnender Gegner verhandelt und mir die Versuche der Rechtfertigung abgeschnitten."

„Aber dieser Herr ist doch allgemein als ruhig, sachlich und gerecht bekannt."

„Er ist überzeugter Vertreter der altklassischen Bildungsideale und mir wegen meiner Schriftstellerei gewiß gram; er ist einseitig von Herrn Direktor Lück informiert. Und doch schenkte man den einmütigen Aussagen dieser beiden befreundeten Herren, die ich als befangen bezeichnen muß, uneingeschränkten Glauben und läßt mich erst heute und, wie es scheint, nur vor Ihnen, Herr Regierungsrat, zu einer Art Rechtfertigung kommen, die sich wie ein harmloses Privatgespräch ausnimmt. Ich behaupte nach dieser Erfahrung, daß wir Lehrer einfach rechtlos sind. Und wenn wir unseren Vorgesetzten nicht passen, dann müssen wir gehen, ohne Gericht und ohne Verhör."

Das etwa war der Verlauf unseres Gespräches, wobei ich einzelne unwesentliche Abschweifungen, die mit der Hauptsache nichts zu tun haben, absichtlich fortlasse.

Es war mein fester Entschluß, aus den vorgenannten Gründen vorerst im Dienste zu bleiben, denn es handelte sich mir um Behauptung eines durch 25 Jahre erworbenen Rechtsanspruches, handelte sich auch um Klärung des Konfliktes.

Ehe aber die von mir beim Minister beantragte Untersuchung eintreten konnte, wurde ich durch den neuen Stundenplan zum Austritt gezwungen.

Denn daß ich als drittältester Professor des Gymnasiums nach dem mir zugemuteten Stundenplan nicht unterrichten konnte, ohne mich um alle Selbstachtung und um alles Ansehen bei Kollegen, Eltern und Schülern zu bringen, das wußten meine Vorgesetzten sehr wohl. Wußten vor allem auch, daß ich, wenn ich mich demütigen sollte, bald an dem nervenaufreibenden Unterricht in lauter kinderreichen Unterklassen und an dem inneren Konflikte zwischen berechtigtem Ehrgeize und erzwungener Demütigung innerlich zusammenbrechen würde. Wußten das um so mehr, als die eingereichten ärztlichen Zeugnisse für mich „größtmögliche Schonung" forderten.

Vor allem aber erkannte ich, daß mir kein Einfluß auf den inneren Ausbau der Schule nach moderneren pädagogischen Anschauungen gestattet wurde. Meine Kraft und mein Einfluß sollten sich auf viele Unterklassen verzetteln und dadurch lahm gelegt werden.

Nun noch ein Wort der Abwehr gegen „Aufklärungen", die nicht ausbleiben werden. Man wird sagen: „Gurlitt war eben ein unfähiger Lehrer und nur noch in den unteren Klassen zu verwerten." Darauf erwidere ich:

1. Im Jahre 1897 erhielt ich auf mein Gesuch das archäologische Reisestipendium, das laut Satzung nur an solche Lehrer erteilt werden darf, die sich in Wissenschaft und Lehre besonders bewährt haben.

2. Im Jahre 1903 ist mir der Professortitel verliehen worden.

3. Mir wurde amtlich gesagt, daß erst in den letzten Jahren meine Leistungen nachgelassen hätten. In den letzten Jahren war ich krank, suchte in drei Sanatorien Heilung. Ein im Dienst erkrankter Lehrer hätte doch wohl ein Anrecht auf Schonung.

4. Die Ergebnisse meiner Arbeit und amtlichen Angaben rechtfertigen ein über meine letzten Dienstjahre absprechendes Urteil keineswegs. Sollte man das bestreiten, so würde ich urkundlich die Erfolge meiner Arbeit belegen können.

Der Schwerpunkt der feindlichen Maßnahmen lag wo anders:

Ich bin nämlich ein — Jugendverführer (wie weiland Sokrates) — deshalb, da die Schierlingsbecher abgeschafft sind, geräuschlose Entfernung!

XIV.

Kleinigkeiten.

Als ich in Berka, im Sanatorium des Dr. Starcke, einen Brief meiner Frau erhalten hatte, der mich über ihre Unterhandlung mit dem Kgl. Provinzialschulkollegium und auch deutlich darüber belehrte, daß gegen mich keine Maßnahmen ergriffen werden sollten, mich andererseits darüber beruhigte, daß es nur „Kleinigkeiten" wären, die nach amtlicher Aussage mein Verbleiben im Dienste unerwünscht machten, so begann ich meine Unterhandlungen wegen meiner Dienstentlassung.

Ich bin kein Kleber und dränge meine Dienste niemandem auf. Zur Selbstprüfung veranlaßte mich nur noch die Frage, was mit jenen Kleinigkeiten wohl gemeint sei. Das rief mir eine Reihe von Schulerlebnissen in Erinnerung, wobei mich allerdings meine freiere Auffassung von dem Berufe eines Gymnasiallehrers und seiner Betätigung eigner pädagogischer Grundsätze wesentlich von den Anschauungen meines Direktors, Herrn Dr. Lück, unterschied.

Obschon ich mich jahrelang bemüht hatte, den hohen bureaukratischen Ansprüchen zu genügen, die er an die Lehrer stellte, erkannte ich schließlich doch, daß mir von einer kargen Natur das Maß von Kanzlistengeist versagt war, das mir seine volle Zufriedenheit im Dienste hätte eintragen können. In dem Kampf für eine geistige Verjüngung des deutschen Erziehungswesens erschien mir vieles wenig wichtig, was in dem großen Schulbetriebe mit bitterem Ernste gepflegt durch unausgesetzte Anhäufung von Anweisungen fortwucherte und geradezu erstickend einer freieren Entfaltung entgegenwirkte. Mich leitete

nicht bloß der Drang nach Selbsterhaltung, sondern eine bewußte innerliche Abkehr von dem kleinlich-pedantischen Schulgeiste, der unseren Kindern früh schon die Lebensfrische und Lebensfreudigkeit raubt und sie zu verdrossenen, körperlich und geistig kurzsichtigen Aktenmenschen macht, zu Leuten, die dann nach Verlassen der Schule in das große Heer der Schulhasser eintreten, der auch bewirkt, daß viele der gewissenhaftesten Lehrer eben deshalb schon mit 40 Lebensjahren Greise sind. Mich selbst wollte ich auf keinen Fall zu einem königlich preußischen Schulkanzlisten degradieren lassen, noch weniger aber wollte ich meine Hand dazu bieten, daß die mir anvertraute Jugend in das niedere dürre Gestrüpp der Paragraphen und Verfügungen, des Kleinmutes und der Verdrossenheit hinabgezogen würde. Trotzdem fügte ich mich selbstverständlich den amtlichen Anweisungen, um Konflikte zu vermeiden. Auf meine dem Geheimrat Genz vorgelegte Frage, wann und in welchen Fällen ich diesen Instruktionen zuwider gehandelt hätte, blieb er mir, wie oben S. 75 mitgeteilt ist, jede Antwort schuldig und sogar der ihm zur Seite stehende Direktor konnte ihm die von mir erbetene Auskunft nicht abnehmen. Ich erinnere mich aus den letzten fünf Jahren nur dreier Handlungen, die mir als bewußte Mißachtung des Kleindienstes ausgelegt werden könnten. Ich teile sie hier mit als Proben des Schulgeistes, unter dem ich litt, und weil ich dabei auf die Zustimmung aller etwas freier denkenden Menschen rechne:

An unserer Schule besteht die Sitte oder Unsitte, daß die Schüler jedem deutschen Aufsatze ein Dispositionsschema vorausschicken müssen. Man hält das für eine nützliche Schulung, weil der Schüler dadurch genötigt werde, seine Gedanken in eine klare übersichtliche Ordnung und Folge zu bringen. Ich halte nichts davon. Es soll hier aber die theoretische Frage vom Nutzen dieser Maßnahme nicht behandelt werden, sondern nur von einem praktischen Falle, in dem ich mit dem alten Gebrauche in Konflikt geriet. Ich hatte in der Obersekunda ein Aufsatzthema gegeben, das es mehr auf ein freies Phantasiespiel, als auf eine streng logische Gedankenordnung absah. Das Thema ist mir leider entfallen. Ich habe aber später ähnliche mit gutem Er-

folge behandeln lassen. Z. B. einen Aufsatz: „Meine frühesten Jugenderinnerungen". Dabei gibt es natürlich nichts zu disponieren. In jenem früheren Falle fragten die Schüler selbst, wie sie es mit der Disposition halten sollten. Meine Antwort lautete: „Sehen Sie zu, wie Sie am besten damit zustande kommen!" Die Folge war, daß eine größere Anzahl der Schüler überhaupt keine Disposition lieferte. Ich ließ das unbeanstandet durchgehen. Daraus erwuchs dann für mich ein längerer dienstlicher Verdruß. Direktor Dr. Lück empfing mich einige Tage darauf schon auf dem Korridor und machte mir ernste Vorhaltungen, daß ich in diesem Falle das Dispositionsschema bei vielen Schülern habe wegfallen lassen. Das stände doch nicht in meinem Belieben; ich hätte mich den allgemeinen Anordnungen und Gebräuchen der Schule zu fügen. Ich rechtfertigte mich mit der Tatsache, daß in diesem einen Falle ein Dispositionsschema sachlich unbrauchbar wäre und daß ich deshalb den Schülern freie Hand gelassen habe, es im übrigen aber natürlich mit dem allgemeinen Herkommen gehalten hätte und dabei auch bleiben würde, obschon ich von Dispositionsschemen nicht viel hielte. Diese Erklärung genügte dem Direktor nicht. Er berief deshalb eine Fachkonferenz der Herren, die in den oberen Klassen deutschen Unterricht erteilten, die dann wie aus einem Munde erklärten: „Ja, ja, Dispositionsschemata müßten aus pädagogischen Gründen geliefert werden." Als ich mich wieder im Prinzipe einverstanden erklärte und auf die eine vermeintlich berechtigte Ausnahme hinwies, konnte der Direktor mir nachweisen, daß früher in einem der Schülerhefte bei einem anderen Aufsatz auch schon einmal ein Dispositionsschema gefehlt hätte. Wie ich das rechtfertigen wolle? „Nun, vielleicht hat er es vergessen, vielleicht auch ich es übersehen, vielleicht war es auf einem Blatte nachgeliefert, ich weiß es selbst nicht mehr."

Bald darauf, als der Schulrat zur Abiturientenprüfung kam, wurde mein schweres Vergehen zum dritten Male Gegenstand der Erörterung. Während der Abiturientenprüfung legte Direktor Dr. Lück ihm die Frage vor, ob er solche Schemata wünsche. Die Antwort lautete: „Ich glaube doch, daß diese Übungen im allgemeinen recht nützlich sind. Sie zwingen den Schüler zu strenger Ge-

dankenordnung und schützen ihn vor fehlerhaften Abschweifungen. Ich sollte meinen, daß es doch seine gute Wirkung tut." Darauf der Direktor mit erhobener Stimme: „Also Sie wünschen diese Schemata, Herr Geheimrat! Ich wollte das von Ihnen bloß hören."

So erfuhr ich denn zum dritten Male, daß ich mir einen solchen dreisten Übergriff nicht wieder erlauben dürfe.

Ich habe es dann auch nicht wieder gewagt, und als die Schüler mich bei dem Thema „Meine frühesten Jugenderinnerungen" fragten, ob sie dazu ein Schema zu liefern hätten, sagte ich: „Ja, fragen Sie nicht mehr danach, Sie wissen ein für allemal, daß zu jedem Aufsatz diese Vorarbeit zu liefern ist."

Das war die eine Kleinigkeit, in der ich aber selbst gegen meine Überzeugung später dem Wunsche des Direktors gehorsam war.

Eine zweite Kleinigkeit: Ich hatte vor vier oder fünf Jahren in einer Woche, in der ein griechisches Extemporale in der Tertia geschrieben werden mußte, dieses nicht schreiben lassen. Ich erinnere mich des Grundes nicht mehr sicher. Soviel ich weiß, hatten die Schüler in der großen Mehrheit ihre Hefte vergessen, weil durch Vertretungen Unordnung in den Stundenplan der Woche gekommen war. Und da ich nicht Lust hatte, die Arbeiten auf Blätter schreiben zu lassen, so ließ ich ins Diarium eine Übung herstellen, die in der Stunde selbst durchgesprochen wurde. Somit fiel das Extemporale aus. Wegen dieses Deliktes mußte ich mich vor der versammelten Konferenz rechtfertigen.

Der dritte Fall: In der Sekunda wird Homers Odyssee gelesen. Auf Untersekunda fallen die Bücher 1—12 in Auswahl, in Obersekunda ebenso die Bücher 13—24. Als ich in Obersekunda die erste Stunde mit der Aufforderung begann, das dreizehnte Buch aufzuschlagen, antwortete mir eine größere Anzahl von Schülern, sie besäßen den zweiten Halbband der Odyssee noch gar nicht, sie hätten gemeint, da von den drei letzten Gesängen in der vorigen Klasse noch gar nichts gelesen sei, daß sie mit dem ersten Halbbande noch auskämen; auch hätten sie sich dazu gerade die gestatteten gedruckten Präparationen gekauft. Da ich

selbst die drei wichtigen Gesänge 10, 11, 12 nicht ganz wegfallen lassen wollte, so mußten wir statt mit Buch 13 zunächst mit Buch 10 anfangen. Ich machte aber den Schülern zur Pflicht, sich möglichst schnell den zweiten Halbband zu besorgen. Als der Direktor sodann hospitiert hatte, sprach er mir seine Mißbilligung darüber aus, daß ich nicht das vorgeschriebene Klassenpensum behandle und wollte meine Rechtfertigung nicht gelten lassen, daß ich doch vorerst einen Anschluß an das Pensum der früheren Klasse herstellen müßte. Er gab mir auf, bis auf wenige Tage tabellarisch auszuarbeiten, wie ich den Stoff zu verteilen gedächte. Diese Strafarbeit — denn als solche mußte ich sie auffassen — habe ich ihm nicht geliefert, auch hat er nicht wieder danach gefragt. Ich hatte denselben Unterricht schon oft erteilt und noch jedesmal mein Klassenziel erreicht.

Andere Fälle kenne ich nicht und sind mir auch nicht zum Vorwurf gemacht worden. Es mögen aber von dem Direktor noch manche solche Kleinigkeiten beobachtet worden sein. Ich glaube jedoch nicht, daß man ihnen große Bedeutung beilegen dürfte.

Wie frei schalteten damit verglichen die Lehrer vor 30 Jahren noch! Die lasen z. B. mit uns in den Oberklassen ganz nach Gutdünken, heute dies, morgen das! Und in den Oberklassen erschien der revidierende Direktor überhaupt niemals.

XV.

Geheimes Aktenbündel?

Da sich auch in der Bürgerschaft von Steglitz das Gerücht behauptete, daß ein ganzes Aktenbündel über meine dienstlichen Vergehen vorhanden wäre, so legte ich dem Herrn Regierungsrat Zacher am 22. März 1906 besonders auch die Frage vor, ob in meinen Dienstakten etwa, die er zu Händen hatte, Beschwerden über meine Dienstführung vorlägen. Er antwortete

mir darauf: „Nein, nichts derart, nur eine völlig belanglose, obendrein anonyme Zuschrift, der wir keine Bedeutung beilegen."

Wo stecken also die Beschwerden, von denen auch nach Aussagen des Direktors und des Schulrates Genz „eine Menge" vorliegen? Wird es wohl endlich gelingen, diese mysteriösen Dokumente ans Licht zu bringen? Oder wer klärt mir den Widerspruch auf? Einmal, im November 1905, wird mir amtlich gesagt, es lägen eine Menge, dann, am 22. März 1906, ebenfalls amtlich, es lägen gar keine Beschwerden gegen mich vor. Wenn ich aus Gesundheitsrücksichten aus dem Amte scheiden wolle, so könne das unter den gesetzlichen Pensionsbedingungen und mit allen Ehren geschehen.

Was also hat es mit der von meinen Gegnern vielfach verbreiteten Behauptung auf sich: „Alles, was gegen Gurlitt vorliegt, ist aktenmäßig festgestellt?" Die vorgesetzte Behörde weiß von solchen Akten nichts. Wer hat sie also gesammelt und wo stecken sie? Was ist ihr Inhalt?

Ich muß es als durchaus unkollegialisch und wohl auch als gesetzlich unstatthaft bezeichnen, wenn sich Direktor oder Lehrer ein geheimes Schuldkonto eines Kollegen anlegen. In dieses findet doch nur das Aufnahme, was den Lehrer schädigen kann und soll. Ich ahne, was man gegen mich zusammengetragen haben mag: meine Briefe an die Herren Oberlehrer, alle möglichen mir feindliche Preßstimmen, vielleicht sogar anonyme Angaben und Aufzeichungen oder solche aus Schülermund. Auf all das ist, wofern es mir nicht zur Gegenäußerung vorgelegt wird, gar nichts zu geben.

Mich gehen Anschuldigungen, die das Licht des Tages scheuen, überhaupt nichts an. Keinen Augenblick leugne ich, daß ich meine pädagogischen, öffentlich verfochtenen Grundsätze in einer Schule nicht verwirklichen konnte und durfte, die nach andern Grundsätzen geleitet wird Ich mußte mich natürlich den dienstlichen Anordnungen und dem Herkommen fügen. Auch das gebe ich ohne Bedenken zu, daß meine eigene Arbeit hinter dem Ideal, das mir vorschwebt, weit zurückgeblieben ist. Ich lebte selbst noch im Zwange der Tradition und unter dem Druck feindlicher

Mächte. Der Geist ist willig, aber das Fleisch ist schwach: Es wird auch nicht Vorsatz und Erziehungsmaxime der „sämtlichen“ Herren sein, daß man Obersekundaner mit Maulschellen traktiere, und doch kam das noch in den letzten Jahren vor. Solche Entgleisungen bestätigen nur die allgemein menschliche Schwäche.

Trotzdem ist meines Wissens nichts meinerseits geschehen, was nicht alle Welt wissen dürfte. Mein Wunsch ist nur, daß diese Schrift dazu Anlaß gebe, das gegen mich gesammelte Material vor die Öffentlichkeit zu bringen. Dann würde ich endlich Gelegenheit finden, all dem Gemunkel und Getuschel und ebenso den jetzt veröffentlichten dunklen Andeutungen sämtlicher Oberlehrer ein Ende zu machen. Also: heraus mit dem Aktenmaterial, meine Herren Amtsgenossen! Ich wiederhole diese Bitte jetzt öffentlich.

XVI.

„Erziehung zur Mannhaftigkeit.“

Nach all diesen Erfahrungen, die ich noch stark bereichern könnte, wenn es mir nicht widerstrebte, mehr als nötig aus der Schule zu schwatzen, glaubte ich mich berechtigt, in meiner Schrift: ‚Erziehung zur Mannhaftigkeit‘ (Concordia Verlag, Hermann Ehbock, Berlin W. 50. Preis 2,50. 5. Aufl.) Andeutungen nach dieser Richtung hin zu machen und meinem Unwillen hier und da die Zügel schießen zu lassen. Ich wiederhole, daß ich dabei vor allem, wie ich auch ausdrücklich veröffentlicht habe, das Ziel im Auge hatte, die Wahrheit ans Licht zu bringen. Leider mußte ich mich, solange ich im Dienste stand, auf Andeutungen beschränken, und so konnte es geschehen, daß durch meine Andeutungen auch solche Herren meines Kollegiums sich beleidigt fühlten, die zu verletzen ich keinen Anlaß und nicht die geringste Absicht hatte.

Meine Angriffe richteten sich nur gegen jene Clique der „Korrekten und Frommen“ innerhalb und außerhalb des Schul-

wesens, in der Presse, in den Behörden und unter den Bürgern, die mich seit Jahren heimlich, d. h. ohne Nennung ihrer Namen und ohne persönliche Aussprache, befehdeten, die dunkles Beschwerdematerial gegen mich zusammenschleppten, verleumderisches Gerede über mich ausstreuten, meine Amtstätigkeit verdächtigten, mich durch anonyme Zuschriften schädigten. Ihr Kampf gegen mich galt meiner Schriftstellerei, nicht meiner Person, denn er setzte unmittelbar nach Erscheinen meiner Schrift „Der Deutsche und sein Vaterland" ein. Das erste Symptom davon war ein Angriff auf mein wissenschaftliches Leben. Auch das mag hier noch als ein Denkmal meiner Gegnerschaft Platz finden:

Ich hatte mehrere Jahre lang zusammen mit Herrn Professor Dr. Wilhelm Kroll die allen Altertumsforschern unter dem Namen „Bursianische Jahresberichte" bekannte Zeitschrift herausgegeben. Diese wendet sich nur an Philologen und Historiker und stellt sich die Aufgabe, die Fortschritte der gelehrten Forschungen auf den einzelnen Gebieten der Altertumswissenschaften durch zusammenfassende Übersichten anschaulich zu machen. Meine Tätigkeit in dieser Zeitschrift hatte niemals in der Presse oder im brieflichen Verkehre zu Widerspruch Anlaß gegeben. Aber kaum war meine erste Schrift erschienen, als mir der Verleger mitteilte, daß sich gegen meine Redaktionstätigkeit eben wegen dieser Schrift brieflich Bedenken geäußert hätten, und schon wenige Wochen darauf mußte er mir schreiben: Die Zahl der bei ihm einlaufenden Briefe, die meine Teilnahme an der Redaktion mißbilligten, mehre sich so, daß er sie nicht mehr unbeachtet lassen dürfte. Ich antwortete ihm darauf, daß ich selbstverständlich meine Mitarbeit mit dem Augenblicke niederlegte, wo er eine Schädigung für sein Unternehmen daraus zu fürchten habe. Ich knüpfte an meinen Rücktritt von der Redaktion nur die eine Bitte an den Herrn Verleger, mir mitzuteilen, wer in dieser Weise heimlich gegen mich vorgegangen sei. Die Antwort lautete: Er halte sich nicht für berechtigt, die Namen der Briefschreiber zu nennen. Es wären zumeist Gymnasiallehrer, die häßlichsten Invektiven aber ständen in anonymen(!) Zuschriften.

So also wurde ich wegen meiner Kritik der bestehenden Gymnasien von mir unbekannten Gegnern aus meiner wissenschaftlichen Tätigkeit hinausgedrängt. Als ich damals schon in meinem ersten Zorn meinen Amtsgenossen gegenüber die Absicht aussprach, diesen feigen und hinterlistigen Streich, den wissenschaftlich, altklassisch gebildete, also „humane" Männer gegen mich geführt hatten, der öffentlichen Verachtung preis zu geben, da bat mich unser ältester Professor im Namen des Kollegiums dringend, davon abzustehen. Er gab mir ja zu, daß es „eine hundsgemeine Handlung" wäre, ohnedies seien aber die Philologen heute so wenig geachtet, ich sollte meinen Zorn besänftigen und um des ganzen Standes willen den häßlichen Vorfall verschweigen.

Ich fügte mich dieser Bitte; wieder ein Beweis, daß man mir mit Unrecht den Vorwurf unbeugsamen Eigensinns macht — fügte mich und schwieg.

Ich hoffe, daß alle Leser, die bis hierher gelangt sind, jetzt, wenn sie noch einmal die Erklärung der sämtlichen Herren Oberlehrer des Gymnasiums zu Steglitz lesen, ihnen ihr unbedingtes Zutrauen verweigern werden. Aber trotzdem werden sie die Frage nicht los werden: „Wie kommen soviel achtbare Männer dazu, ihren noch im Dienste stehenden Amtsgenossen öffentlich so bloß zu stellen?"

Ich fasse meine Antwort kurz zusammen: Die Mehrzahl von ihnen ist bestrebt, Kränkungen abzuweisen, die ihnen gar nicht zugedacht waren, einige, zumal einige der jüngeren Herren, kannten wohl die hier vorgetragenen Streitpunkte gar nicht, die sie nicht mit erlebt haben, alle meinten wohl, daß sie den Ruf ihrer Schule höher bewerten müßten, als die Rücksicht auf mich und schließlich — es sind fast ausnahmslos die gleichen Herren, die den Kampf gegen Herrn v. Winterfeld geführt oder doch gebilligt haben.

XVII.

Der Wandervogel.

Mit meiner Entfernung aus der Schule war das Sühnewerk noch nicht erschöpft, denn es gab noch Kanäle, durch die das Gift meiner Lehren in die Seelen der armen Kinder geleitet werden konnte.

Seit Jahren stand ich an der Spitze des sogenannten „Wandervogels." Die Entwicklung unseres „Wandervogels", um die sich bei weitem die größten Verdienste der Schatzmeister, Herr Professor Dr. Albrecht in Groß-Lichterfelde, erwarb, dürfte in weiten Kreisen bekannt sein und fand auch die Anerkennung der vorgesetzten Behörden. Herr Geheimrat Matthias im Kultusministerium hatte die Freundlichkeit, von mir einen Bericht über den „Wandervogel" für die „Monatsschrift für höhere Schulen" zu erbitten und ermutigte mich, ein Gesuch um pekuniäre Unterstützung beim Ministerium einzureichen. Ich entsprach dieser Anregung, erhielt aber eine schroff ablehnende Antwort: „Ihrem Gesuch usw. kann keine Folge gegeben werden. gez. Althof." Kein Wort des Bedauerns, kein Wort der Anerkennung, keine Aussicht auf späteren Beistand. Ich merkte also, daß auch hier Gegendampf gegen meine Arbeit in Tätigkeit war.

Nur wenige Lehrer hatten sich bisher dieser Bestrebung angeschlossen, die sich mehr und mehr die öffentliche Beachtung und Anerkennung erwarb. Da meldete sich zum Beitritt zu meinem größten Erstaunen kein anderer als — Herr Oberlehrer Pohl.

Herr Professor Albrecht fragte mich, ob ich gegen dessen Wahl etwas einzuwenden hätte. „Nein," sagte ich, „aber Sie sollen sehen, daß selbst auch auf diesem Boden die Maulwurfsarbeit gegen mich beginnen wird." Und richtig! Schon bald darauf konnte mir Herr Professor Albrecht erzählen, daß ihm allerlei mich anfeindende Druckschriften mit häßlichen Randnotizen von Herrn Pohl zugeschickt würden. Er verschwieg mir nicht, daß auch sonst in dem Verein eine starke Agitation gegen mich in Tätigkeit sei. Darauf sagte ich ihm, ich würde dem

Verein nur solange dienen, als ihm daraus ein Nutzen erwüchse, bat ihn deshalb, mir zu sagen, wenn er meinen Austritt für erwünscht halte. Dieser Zeitpunkt ließ nicht lange auf sich warten. Im Februar dieses Jahres erschien Herr Professor Albrecht bei mir und machte mir die Mitteilung, daß ein Direktor von einem der westlichen Vorortsgymnasien Berlins ihm eröffnet habe, er würde seinen Schülern die Teilnahme an dem „Wandervogel" verbieten, falls ich noch länger den Vorsitz führte. Er habe sich verpflichten müssen, den Namen dieses Herrn zu verschweigen. „Also streng vertraulich? Nicht wahr? Bravo, bravo! Gestatten, Herr Direktor, daß ich Ihnen für diese Mannestat meine aufrichtige Hochachtung ausspreche! Bravo, Sie Jugenderretter! Diese Tat sollte gegebenen Ortes rühmende Erwähnung finden!" Ich fragte darauf nur, ob Herr Professor Albrecht oder sonst einer der Herren vom Vorstande jemals aus meinem Munde eine Äußerung vernommen hätte, die sie als die Autorität der Schule schädigend oder sonst der Jugend nachteilig bezeichnen könnten. Das leugnete er auf das entschiedenste und ermächtigte mich aus eignem Antriebe, den Inhalt seiner ihm schmerzlichen Mission zu veröffentlichen. Der Vorstand stände aber vor der Wahl, entweder mich fallen oder den ganzen Verein eingehen zu lassen und da ich schon vorher erklärt hätte, daß ich keine persönliche Ambition hätte und das Wohl des Vereines vor meine eignen Empfindungen und Wünsche stelle, so erlaube er sich, mir die Notlage des Vereines vorzutragen. Mein Rücktritt würde von ihm, sowie von den übrigen Vorstandsmitgliedern persönlich lebhaft bedauert werden, wenn ich aber dem Vereine dieses Opfer bringen würde, so wäre damit sein blühender Bestand gesichert. Ich möchte eine mir genehme Begründung des Austrittes dem Vorstande schriftlich mitteilen, diese und eine mich ehrende Erwiderung des Vorstandes sollte dann im nächsten Nachrichtenblatte des Wandervogels veröffentlicht werden. Er mache mit meinen Gegnern nicht gemeinsame Sache, verspreche mir, aus dem Vorstande auszutreten, sobald einer meiner Gegner, zumal Herr Oberlehrer Pohl, in den Vorstand eindringen würde. Er bat mich ferner meinen Namen und meine Feder auch weiter-

hin der guten Sache zu widmen und schied mit den Worten von mir: „Der Weg ist mir sauer geworden; nicht wahr, wir bleiben trotzdem gute Freunde?“ Ich tauschte daraufhin mit dem Vorstande Worte freundlicher Gesinnung aus und legte mein Amt nieder.[1])

Ich bemerke dazu, daß mich diese Tätigkeit im „Wandervogel“ mit den Schülern fast niemals in persönliche Berührung brachte. Wir Männer tagten da unter uns, und was wir beschlossen, das wurde dann von der jungen Welt in die Tat umgesetzt.

---

[1]) Im Nachrichtenblatt des „Wandervogels“, Eingetragener Verein zu Steglitz bei Berlin, Jahrgang IV, März 1907, Nr. 2, abgedruckt wie folgt:

Steglitz, den 17. Januar 1907.

An den Vorstand des „Wandervogels“, E. V.

Meine sehr verehrten Herren!

Zu meinem lebhaften Bedauern sehe ich mich genötigt, aus dem Vorstande des Wandervogels auszutreten, weil ich in der Zukunft weder Zeit noch Kraft finden werde, die mit dem Vorsitze verbundenen Arbeiten weiter zu leisten. Ich werde voraussichtlich einen großen Teil des Jahres auf Reisen sein, außerdem habe ich so viele anderweitige Verpflichtungen übernommen, daß der Wandervogel daneben zu kurz kommen würde. Leider hat mich meine geschwächte Gesundheit schon in den letzten Jahren daran verhindert, dem Vereine das zu leisten, was ich ihm gern geleistet hätte.

Ich gedenke mit Freude der gemeinsamen Arbeit, die wir in ungetrübtem Einvernehmen zum Nutzen der Jugend geleistet haben, und scheide mit dem Ausdrucke lebhaften Dankes für Sie, meine sehr verehrten Herren, die Sie mich jederzeit so bereitwillig und freundlich unterstützt haben.

Indem ich Ihrer Arbeit für den „Wandervogel“ weiteres Gedeihen wünsche, verbleibe ich mit freundschaftlichem Gruße

Ihr ergebenster

Professor Ludwig Gurlitt.

Die Versammlung nimmt mit Bedauern von der Amtsniederlegung des bisherigen Vorsitzenden Kenntnis. Es wird beschlossen, Herrn Professor Dr. Gurlitt den Dank des Vereins durch folgendes Schreiben zum Ausdrucke zu bringen:

Sehr verehrter Herr Professor!

Der Vorstand und die Mitgliederversammlung des „Wandervogels“, E. V., haben mit Bedauern von Ihrem Entschluß, aus dem Vorstande des Vereins auszutreten, Kenntnis genommen.

XVIII.

Rückblick.

Alle erdenklichen Machtfaktoren sind gegen mich in Bewegung gesetzt worden: Schulkuratorium, durch Prof. Paulsen vertreten, Provinzialschulkollegium, Ministerium, Verein der Freunde des humanistischen Gymnasiums, Philologenverein in Hamburg, unsere bedeutendsten Schulautoritäten Matthias, Paulsen, Cauer, die Ortspresse und die allgemeine deutsche Presse, die engeren Berufsgenossen, Studenten und Schüler und deren Eltern. Gewiß, ich hatte durch mein Auftreten zum Streite Anlaß gegeben und bin keinem ehrlichen Kampfe ausgewichen. Vor all den Gegnern, die mir mit offenem Visier entgegengetreten sind, habe ich den Degen grüßend geneigt. Mein Zorn gilt nur denen, die ich als die „Korrekten und Frommen“ bezeichnet habe, die mir auf Schleichwegen nachgingen, in den Rücken fielen, die mich im geheimen anschuldigten, dunkles Beschwerdematerial gegen mich den Behörden zur Verfügung stellten, unter Decknamen mich anfeindeten und verächtlich machten und den geistigen Kampf auf das engste persönliche Gebiet übertrugen. Ich kann den Zusammenhang all dieser Anfeindungen nicht nachweisen. Man hat Berufsgenossen vor dem Verkehr mit mir gewarnt und dann bekannt gemacht, daß ich mich mit den Kollegen nicht stellen könnte, man hat mir meinen Beruf durch eine unausgesetzte polizeiliche Überwachung verleidet und dann bekannt gemacht, daß ich ungern Lehrer sei.

Es wird unter der schmerzlichen Ära von Studt einem

Der Verein wird stets Ihres tatkräftigen Eintretens für die Wandervogelbestrebungen und Ihrer wertvollen Mitarbeit in der Vereinssache eingedenk bleiben. Wir hoffen, daß, wenn Sie sich auch von der Vereinsleitung aus Gründen, die wir anerkennen müssen, zurückziehen, Sie trotzdem auch fernerhin der gemeinschaftlichen Sache und dem Verein Ihre Sympathien bewahren werden.

Mit freundschaftlichem Gruße

Vorstand und Beirat des „Wandervogels“, E. V.

preußischen Beamten schwer gemacht, seine eigenen Überzeugungen zu bekennen und durchzusetzen. Es geht dabei fast auf Leben und Tod, aber zum Glück lassen sich neue Ideen weder erschlagen, noch pensionieren.

Wenn ich mir jetzt die Schule von außen betrachte und mich mit aller Objektivität und in aller Ruhe frage, was ich gegen sie wohl verbrochen habe, so finde ich nur eine Antwort: Ich habe mir erlaubt, sie offen und rückhaltlos zu kritisieren. Man lebt bei uns der Meinung, daß ein Beamter die staatlichen Organe nicht offen als reformbedürftig hinstellen dürfe, weil dadurch die Staatsautorität leide. Ich glaube, daß diese vielmehr gelitten hat infolge des hartnäckigen Schweigens der Lehrerschaft über allgemein schon drückend empfundene Mißstände in der Schule. Es wäre mit dem Haß gegen die Schule nie so weit gekommen, wenn die Lehrer selbst rechtzeitig mit in die Kritik eingegriffen hätten. Aber sie schwiegen sich aus. Ja, in den meisten Fällen traten sie für die alte Schule mit Eifer ein und lehnten es weit von sich ab, als könnten sie sich vom Volke Vorschriften machen und Belehrungen erteilen lassen. Dazu kam das berühmte Standesbewußtsein, das keine Kritik der Schule ertragen wollte. Man hielt sich für solidarisch zum Zusammenhalten im Kampfe gegen die angeblich urteilslose Menge verpflichtet. Diese Gesinnung konnte auch jederzeit hoher Anerkennung gewiß sein. Wer davon abwich, galt als Nörgler und Krakehler. Dieser Auffassung ist es zu danken, daß die Schule solange stehen blieb und schließlich alle Liebe des Volkes verlor. Mir schien es eine notwendige Arbeit, gerade vom Standpunkte des Lehrers aus die Schäden der deutschen Jugenderziehung aufzudecken. Außerhalb der Schule hat man es mir auch reichlich gedankt; in der Schule mußte ich mich so lange hetzen lassen, bis es eben nicht mehr weiter ging.

Meine Stimmung ist durchaus nicht erbittert, aber ich liebe klare Verhältnisse und Gerechtigkeit. Deshalb noch eine offene Frage an die preußische Schulverwaltung:

Es ist mir unfaßlich, weshalb weder ich, noch Achim von Winterfeld, der sich dem Ministerium sogar zur Aussprache über

vermeintliche Anschuldigungen (s. S. 21) angeboten hat, jemals nach den tieferliegenden Ursachen unserer Mißstimmung von Amts wegen gefragt worden sind.

Diese Schrift bezweckt nur Abwehr. Ich habe mich bemüht, ruhig und sachlich zu schreiben.

Das Gymnasium von Steglitz, das mich zur Aussprache zwang, habe ich weder hier noch früher besonders und mit Haß gezeichnet, habe von ihm nicht mehr erzählt, als zu meiner Rechtfertigung nötig war. Sollte man aber von mir eine eindringliche Studie über diese Schule wünschen, so wäre ich wohl geneigt und auch befähigt, sie zu liefern. Sie war nicht anders als die Mehrzahl der deutschen staatlichen Schulen, vielleicht besser als viele. Gearbeitet wurde schwerlich an irgend einer in ganz Deutschland mit heißerem Bemühen: die Erfolge entsprachen allen staatlichen Ansprüchen, und — dennoch! — oder wohl gerade deshalb! — — —

Ich habe diese Schrift „Meinen Kampf um die Wahrheit“ genannt. Möge es mir gelungen sein, meine Leser davon zu überzeugen, daß ich zu diesem Titel berechtigt war. Wer in den Fragen der Erziehung recht habe, wer nicht, das kann noch niemand endgültig entscheiden. Da schwankt das Urteil und wandelt sich im Wechsel der Zeiten. Der einzelne kann nicht mehr tun, als seine Überzeugung ehrlich verfechten. Das wollte ich tun, habe ich getan, werde ich tun und daran soll mich auch keine noch so verdrießliche Erfahrung irre machen. Ich hatte gemeint, im Dienste, von innen heraus, die notwendigen Reformen mit zur Durchführung bringen zu können. Da ich aber in meinem engeren Wirkungskreise für die freieren, modernen Erziehungsgrundsätze keinen Boden fand und geflissentlich darin unschädlich gemacht werden sollte, so wurde das für mich der entscheidendste Grund, meine Dienstentlassung zu erbitten. Die Macht lag auf jener Seite, ob auch das Recht, darüber mögen andere entscheiden.

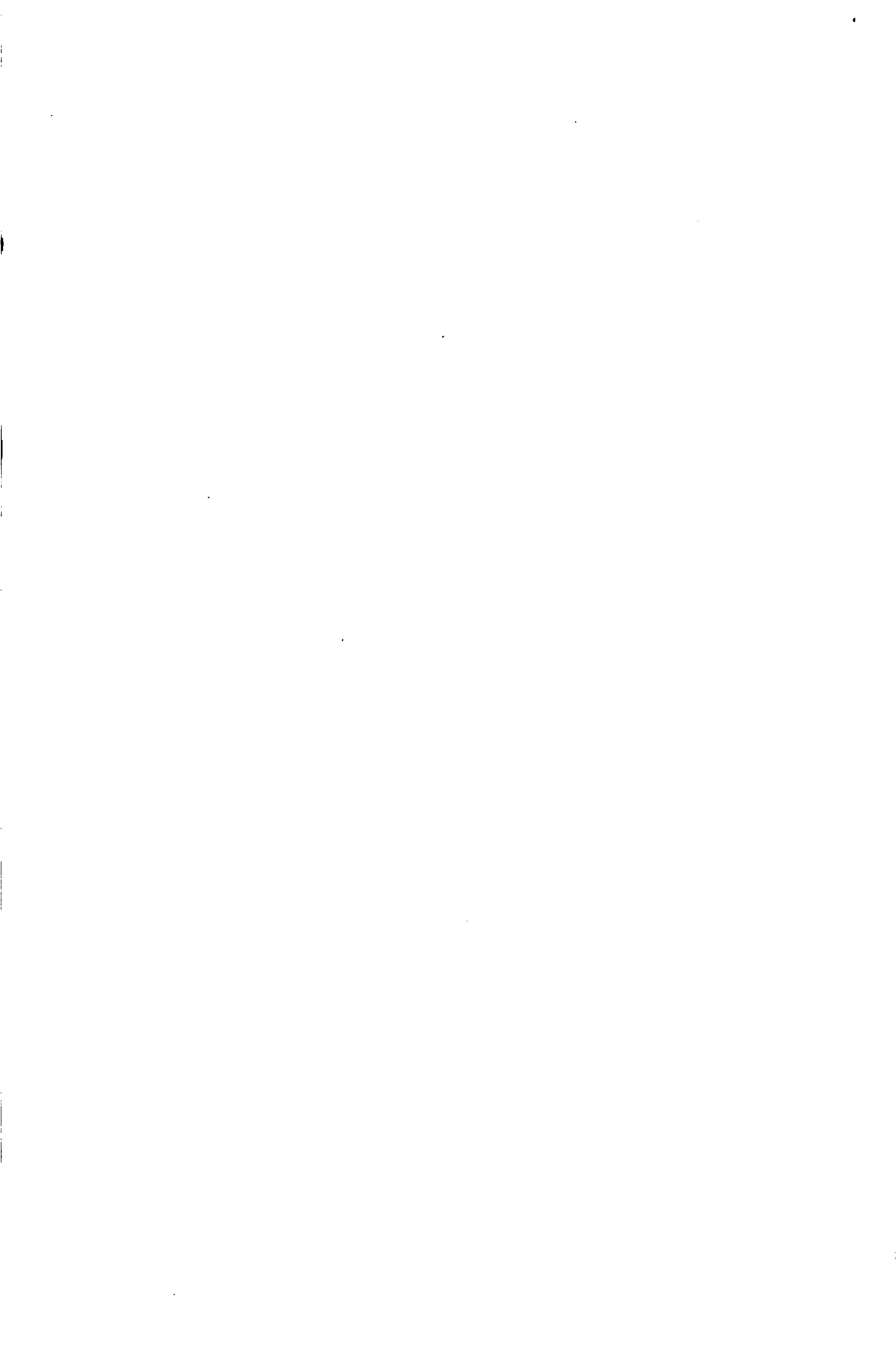
Schluß.

Wer heute meine Schrift „Der Deutsche und sein Vaterland“ liest, wird erstaunt sein, daß in den noch nicht fünf Jahren seit ihrem Erscheinen die darin vorgetragenen pädagogischen Bedenken und Wünsche zum größten Teil schon Gemeingut der gebildeten Deutschen geworden sind.

So habe ich zu der Hoffnung ein Recht, daß man nach weiteren zehn Jahren schon nicht wird verstehen können, weshalb mir meine folgenden Schriften so viel Feindschaft zugezogen haben. Ich möchte es noch erleben, daß unsere freiere Auffassung von der gesamten Erziehungsarbeit durchdringe, daß in unserm Kampf gegen die Erbsündlehre, gegen den tyrannischen Schulpflichtbegriff, gegen die Übertreibung der äußeren Autorität in Schule und Haus, jener inneren, selbstwachsenden gegenüber, das Recht der schon im Kinde sich keimhaft entwickelnden Persönlichkeit zum siegreichen Durchbruch gelange.

Die Zeichen stehen für uns günstig: die alte Pädagogik sieht sich schon zur Abwehr gedrängt, es versagen ihr die Gründe und vor allem fehlt ihr der junge Nachwuchs fast durchaus, während sich um uns Reformer begeisterte junge Kämpfer scharen.

Ehe man sich versieht, wird der neue Geist den alten erschlagen haben und dann eine bessere Jugenderziehung in Deutschland ihren Einzug halten. Dafür mitgestritten und gelitten zu haben — das Bewußtsein soll mein Trost, mein Stolz und der Lohn für meine Arbeit sein.




M325465

